



Abenteuerstorys

Gustave Aimard

Curumilla



Gustave Aimard

Curumilla

Zweiter Band

Eine Abenteuergeschichte aus dem Jahr 1861

www.geisterspiegel.de

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhaltsverzeichnis

La Magdalena.....	7
Der Hahnenkampf.....	16
Die Beratung.....	26
Der Pater Seraphin	35
La Quebrada del Coyote.....	45
Der Hinterhalt	55
Der Marsch	65
Vor der Schlacht.....	75
Die Einnahme von Hermosillo	85
Nach dem Sieg	96
Die Hazienda del Milagro	107
Der Eber kehrt sich gegen die Hunde.....	117
Der Anfang des Endes	129
Das traurige Ende.....	140
Schlussbemerkung.....	153

Kapitel 1

La Magdalena

Ein Pueblo oder Dorf mit dem Namen la Magdalena befindet sich an der Stelle, wo die Straßen nach Urès, Hermosillo und Sonora sich kreuzen und in ziemlich gleicher Entfernung zu den drei Hauptstädten des Staates in einer wichtigen militärischen Lage.

Das an und für sich unbedeutende Pueblo genießt seit einiger Zeit wegen seiner schönen Lage und der dort herrschenden reinen Luft einen guten Ruf im Land.

La Magdalena bildet eine Art längliches Viereck.

Die eine Seite der Ortschaft spiegelt sich mit ihren weißen Häusern in dem klaren Gewässer des Rio San Pedro, der ein Nebenfluss des Gila ist, wider. Ein dichter aus Palma Christi, Styrax, peruanischen Palmen und Mahagoni-Eichen bestehender Wald bildet einen undurchdringlichen Wall gegen die heißen Winde der Wüste, erfrischt und reinigt die Luft und dient Tausenden von Blauvögeln, Kardinälen und Loros, deren fröhliches Gezwitscher unter dem Laub ertönt, als Aufenthalt. Die befiederten Gäste beleben die reizende Landschaft, die verlockende Oase, welche Gott hierher verlegte, um den Wanderer durch die Prärien, die Leiden und Anstrengungen der Reise durch die Wüste vergessen zu machen.

Das Fest des Schutzheiligen von la Magdalena ist eines der besuchtesten von Sonora und pflegt zugleich auch eines der vergnügtesten zu sein. Da es mehre Tage andauert, finden sich die Hacienderos und Campesinos auf achtzig bis hundert Meilen im Umkreis dort zusammen. Während des Festes fließt der Pulque und Mezcal in Strömen, man hört nichts als die Töne der Jaranas und des Monté, es gibt Stierkämpfe und Belustigungen stiller Art und doch wird das Fest trotz des großen Aufeinandertreffens von Fremden nie durch irgendein Freveltat gestört.

Das mexikanische Volk ist nicht boshaft, sondern nur ein ver-

zogenes, eigensinniges und aufbrausendes.

Drei Tage nach den Ereignissen, über welche im vorangegangenen Kapitel berichtet wurde, herrschte in la Magdalena, wo eben das jährliche fröhliche Fest gefeiert wurde, ein außerordentlich reges Leben und Treiben.

Das Fest schien keinen Anteil an der allgemeinen Aufregung zu haben, denn die Spiele waren plötzlich unterbrochen worden und die Menge eilte, drängend, stoßend, lachend zu einem Ende des Pueblo, wo, wie man aus einigen hingeworfenen Worten, die hier und da aufgefangen worden waren, schließen konnte, dass etwas Außerordentliches vorzugehen schien.

In der Tat hörte man bald Hörner blasen, und eine Truppe bewaffneter Männer rückte in geordneten Reihen mit schnellen entschlossenen Schritten in das Pueblo ein.

Zuerst erschien eine Vorhut von ungefähr zehn gut berittenen Reitern. Dem folgte eine zahlreiche Etappe, welche aus Sektionen von ungefähr je dreißig Mann bestand und die sein Banner in ihrer Mitte trug, auf welcher die Inschrift Independencia de la Sonora zu lesen war.

Hinter jener Truppe erblickte man zwei Kanonen, die mit Maultieren bespannt waren, worauf eine Schwadron Reiter erschien, denen eine lange Reihe von Packwagen und Karren folgte.

Eine Nachhut von ungefähr zwanzig Reitern beschloss den Zug.

Diese kleine Armee, welche aus etwa dreihundert Mann bestand, durchzog das Pueblo in seiner ganzen Länge und schritt mit stolzem Blick und aufrechter Haltung an der Doppelreihe der Neugierigen vorüber, die sich auf ihrem Weg aufgestellt hatten.

Auf einen Wink des Anführers machten sie etwa zweihundert Schritt vom Pueblo an der Stelle Halt, wo die drei sich kreuzenden Straßen einen Winkel bildeten.

Dort wurde die Fahne aufgepflanzt und der Befehl gegeben,

das Lager aufzuschlagen. Es wird ohne Zweifel überflüssig sein, dem Leser mitzuteilen, dass die Armee ganz einfach die Compagnie Atrevida war, die unter dem Befehl des Grafen de Prèbois-Crancé stand.

Die gute Haltung und das kriegerische Wesen der Leute hatten die Bewohner des Pueblo, welches sie so keck durchschritten, günstig für sie gestimmt. Tücher und Sombreros wurden, wo sie vorüberkamen, geschwenkt und es ließen sich Bravorufe vernehmen.

Der Graf, welcher seiner Compagnie einige Schritte vorausritt, hörte keinen Augenblick auf, nach rechts und links freundlich zu grüßen. Er fand auf der ganzen Strecke seines Weges die wärmste Erwidernng.

Kein Volk ist so geschickt wie die Franzosen, aus allem Nutzen zu ziehen und sozusagen aus der Not eine Tugend zu machen.

Nachdem der Befehl, das Lager aufzuschlagen, gegeben war, legte jeder Hand ans Werk. Da man geschickt alles zu verwenden wusste, dessen man habhaft werden konnte, war in weniger als zwei Stunden ein so malerisches und freundliches Lager errichtet, wie man es sich nur irgend denken kann.

Da sich der Graf aber als auf feindlichem Gebiet stehend betrachtete, versäumte man nichts, um sich nicht nur gegen einen Überfall zu sichern, sondern auch das Lager in einen guten Verteidigungszustand zu setzen.

Die Abenteurer bildeten mithilfe der Packwagen und Karren und einer ansehnlichen Anzahl umgeschlagener Baumstämme einen Wall, den ein breiter Graben, dessen Erde schanzenförmig nach außen hin aufgeworfen war, noch wirksamer unterstützte. In der Mitte des Lagers erhob sich die Hütte des Anführers auf einer kleinen Anhöhe. Vor dieser waren die Kanonen aufgefahren. Auf dem Dach jener Hütte flatterte die bereits erwähnte Fahne.

Die Ankunft der Franzosen war für die Sonoraner, welche das Fest herbeigezogen hatte, ein Gegenstand der Freude. Die Trup-

pe wurde übrigens bereits seit einigen Tagen stündlich von den Einwohnern erwartet und man hatte trotz der Proklamationen der mexikanischen Regierung, welche die Franzosen als Räuber und Plünderer darstellte, keine anderen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, als ihnen entgegen zu eilen und sie willkommen zu heißen. Der Umstand war bezeichnend genug und bewies deutlich, dass sich die allgemeine Meinung über den Zweck der gegen die Franzosen erlassenen Proklamationen keineswegs täuschte und jedermann sehr gut wusste, auf welcher Seite das gute Recht stand.

Als das Lager aufgeschlagen war, erschienen die Behörden des Pueblo an einer der Barrieren, um im Namen ihrer Mitbürger um die Vergünstigung zu bitten, die Franzosen in ihrer Häuslichkeit besuchen zu dürfen.

Der Graf war über diesen Schritt erfreut, denn er sah darin ein günstiges Vorzeichen für die Beziehungen, in welche er später zu den Einwohnern zu treten gedachte, und beeilte sich daher dem Wunsch anstandslos zu entsprechen.

De Laville war zehn Meilen vor dem Pueblo zu dem Grafen gestoßen und hatte der Compagnie seine achtzig Reiter zugeführt, welche nicht wenig beitrugen, der Compagnie ein stattliches Ansehen zugeben. Don Louis, welcher bereits seit langer Zeit den Capitain von Guetzalli kannte, ernannte ihn zu seinem Generalmajor und übertrug ihm die stets lästigen Arbeiten des täglichen Dienstes.

De Laville nahm bereitwillig diesen Beweis des Vertrauens entgegen, und der Graf, der nun volle Freiheit hatte, sich mit dem politischen Teil des Unternehmens zu beschäftigen, zog sich in sein Zelt zurück, um über den geeignetsten Weg nachzudenken, wie er das um ihn versammelte Volk für seine Sache gewinnen könnte.

Seit dem Tag, an welchem der General Guerrero in Begleitung des Pater Seraphin in der Mission erschienen war, hatte der Graf aus Höflichkeit vermieden, Dona Angela wiederzusehen, ob-

wohl er mit der größten Aufmerksamkeit über sie wachte. Das junge Mädchen wusste sein Zartgefühl zu würdigen und suchte ihrerseits keine Gelegenheit ihn zu sehen. Sie hatte die Reise von der Mission nach la Magdalena in einem verschlossenen Palanquin zurückgelegt. Man errichtete ihr eine Hütte nicht weit von der des Grafen.

Kaum hatten die Behörden des Pueblo die erbetene Erlaubnis erhalten, als das Lager der Abenteurer ein Ziel oder vielmehr das einzige Ziel ihrer Wanderungen wurde. Die neugierige Menge, die begierig war, die verwegenen Männer zu betrachten, welche sich trotz ihrer geringen Anzahl nicht scheuten, der mexikanischen Regierung offenen Krieg zu erklären, strömte zahlreich herbei.

Die Abenteurer empfingen ihre Besucher mit jener Munterkeit, Offenheit und guter Laune, die dem französischen Volk eigen ist, und vermöge dessen sie bald die Herzen der Sonoraner gewannen. Je öfter sie Letztere sahen, je öfter wünschten sie sie zu sehen und konnten nicht satt werden ihre Sorglosigkeit und besonders ihr unerschütterliches Vertrauen, zu dem Gelingen ihres Unternehmens zu bewundern.

Die Nacht brach unterdessen herein, die Sonne war rasch am Horizont versunken, als Don Cornelio, der das Amt eines Adjutanten des Grafen verwaltete, den Vorhang des Zeltes zurückschlug und dem Grafen meldete, dass ein hochgestellter Offizier, der einen Auftrag für ihn habe, ihn zu sprechen wünsche.

Don Louis gab Befehl ihn einzulassen. Der Bote trat ein, und er erkannte sofort den Obersten Suarez in ihm.

Der Oberst legte seinerseits seine Überraschung an den Tag, als er den Mann erkannte, welchen er in Guetzalli gesehen, ohne sich erklären zu können, wer er sei.

Don Louis lächelte über das Erstaunen des Obersten, grüßte ihn höflich und bot ihm an, Platz zu nehmen.

»Mein Herr«, sagte der Oberst, als die ersten Begrüßungen vorüber waren, »ich bin vom General Guerrero beauftragt, Ihnen

einen Brief zu überbringen.«

»Man hat es mir bereits gesagt, Oberst«, antwortete der Graf, »ohne Zweifel ist Ihnen der Inhalt des Briefes bekannt?«

»So ziemlich, mein Herr, da ich mündlich einige Worte hinzuzufügen habe.«

»Ich bin bereit, Sie anzuhören.«

»Ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, mein Herr. Hier ist vor allen Dingen der Brief. «

»Gut«, antwortete der Graf, indem er ihn nahm und auf einen Tisch legte.

»Der General Don Sebastian Guerrero«, fuhr der Oberst fort, »gewährt Ihnen die Bitte, welche Sie ihm die Ehre antun an ihn zu richten, und sagt Ihnen die Hand seiner Tochter zu. Er wünscht nur, dass womöglich die Trauung schleunigst vollzogen werde.«

»Dem steht nichts entgegen.«

»Außerdem wünscht er, dass die Trauung, welcher er mit einer großen Zahl seiner Freunde beiwohnen will, in la Magdalena statfinde und durch den Pater Seraphin vollzogen werde.«

»Dagegen würde ich einige Einwendungen zu machen haben, Oberst.«

»Ich höre, Caballero.«

»Ich bin bereit, mich durch Pater Seraphin trauen zu lassen, doch wird die Handlung nicht in la Magdalena, sondern hier in meinem Lager stattfinden, welches ich weder verlassen darf noch will.«

Der Oberst runzelte die Brauen.

Der Graf schien es nicht zu bemerken, sondern fuhr fort: »Der General kann der Trauung mit so viel Freunden beiwohnen, wie er will. Da wir leider aber nicht in den freundschaftlichen Beziehungen zueinanderstehen, welche ich wünschen würde, und da ich auf meine Sicherheit ebenso gut bedacht sein muss wie er auf die seine, so wird er mir zehn der einflussreichsten Männer des Staates als Geißeln zuschicken. Dieselben sollen von mir mit der

größten Achtung und Rücksicht behandelt werden. Der General kann sie eine Stunde nach vollzogener Trauung und wenn sämtliche Gäste das Lager verlassen haben wieder in Empfang nehmen. Ich erkläre Ihnen, Oberst, dass falls gegen mich oder einen der Leute, die zu befehligen ich die Ehre habe, der geringste Verrat geübt wird, ich die Geißeln sofort erschießen lasse.«

»Wie!«, rief der Oberst aus, »hegen Sie Misstrauen gegen den General Guerrero und glauben Sie nicht an seine Ehre als Caballero?«

»Mein Herr«, antwortete der Graf trocken, »ich habe leider auf meine Unkosten erfahren müssen, was bei gewissen Mexikanern die Ehre des Caballero bedeutet und werde nicht weiter auf den Gegenstand eingehen. Sie kennen jetzt meine Bedingungen, welche anzunehmen dem General frei steht, doch werde ich auf keinen Fall etwas daran ändern.«

»Gut, mein Herr«, sagte der Oberst, den der entschlossene Ton des Grafen einschüchterte, »ich werde die Ehre haben, dem General diese harten Bedingungen mitzuteilen.«

Don Louis verneigte sich.

»Ich zweifle, dass er sie annehmen wird«, fuhr der Oberst fort.

»Das liegt an ihm.«

»Gibt es denn kein anderes Mittel, eine Verständigung herbeizuführen?«

»Ich kenne keins.«

»Für den wenig wahrscheinlichen Fall, dass der General einwilligt, bitte ich mir zu sagen, wie ich es Ihnen auf dem kürzesten Wege mitteilen kann?«

»Das wird am einfachsten durch die Ankunft des Pater Seraphin und der Geißeln geschehen.«

»Wann würde, für den Fall, die Trauung stattfinden?«

»Zwei Stunden, nachdem die Geißeln in meinem Lager eingetroffen sind.«

»Ich entferne mich mein Herr, um meinem Vorgesetzten Ihre Antwort zu überbringen.«

»Tun Sie das, mein Herr.«

Der Oberst entfernte sich.

Der Graf, welcher mit Gewissheit annahm, dass auf seine Bedingungen eingegangen würde, erteilte sofort die nötigen Befehle, um eine Hütte errichten zu lassen, die als Kapelle dienen sollte. Dann schrieb er einen Brief, welches er durch Don Cornelio an Dona Angela überbringen ließ. Der Brief war kurz und enthielt folgende Zeilen:

»Fräulein!

Ich habe die Antwort Ihres Vaters erhalten; sie lautet günstig. Wahrscheinlich wird morgen unsere Trauung stattfinden. Ich wache über Sie und mich.

Graf de Prèbois-Crancé.«

Nachdem er diesen Brief abgeschickt hatte, hüllte sich der Graf in einen Mantel und ging aus, um die Posten zu besuchen und sich zu überzeugen, dass die Wachen ihren Pflichten nachkamen.

Die Nacht war hell und lau. Am Himmel blitzten unzählige Sterne. Die Luft war von tausend Wohlgerüchen erfüllt, von Zeit zu Zeit trug der Wind einzelne Klänge der Jaranas vom Pueblo zu dem Grafen hinüber.

Das Lager war still und dunkel. Die Abenteurer überließen sich unter ihren Toldos und Jacals einer Ruhe, deren sie nach dem angestrengten Marsch dringend bedurften. Die Pferde standen angepflockt in bunter Reihe mit den Maultieren und verzehrten ihren Alfalfa. Die Wachposten schritten, mit dem Gewehr auf der Schulter, langsam um die Verschanzungen herum und blickten hinaus in die Ebene.

Nachdem der Graf eine Weile umhergegangen und sich überzeugt hatte, dass überall die strengste Ordnung herrschte, überließ er sich dem schwermütigen geheimnisvollem Reiz der Nacht, indem er sich an eine Verschanzung lehnte, in die Ferne hinausblickte, ohne einen besonderen Gegenstand aufs Korn zu nehmen, und sich dem träumerischen Einfluss seiner Umgebung

überließ.

Von Zeit zu Zeit erhob er zerstreut den Kopf, wenn sich die Posten die Parole zuriefen. Daraufhin überließ er sich wieder dem Strom seiner Gedanken, in welche er bald so vertieft war, dass er zu schlafen schien. Dem war aber nicht so.

Er lehnte bereits seit mehreren Stunden an der Schanze, ohne daran zu denken, sich zurückzuziehen, als sich plötzlich eine Hand leicht auf seine Schulter legte.

So leise die Berührung auch war, genügte sie doch, um ihn aus der Welt der Träume in die Wirklichkeit zurückzurufen.

Der Graf unterdrückte, als er sich umsah, einen Schrei der Überraschung.

Ein Mann klammerte sich von außen an den Wall, über welchem sein Kopf hervorragte.

Der Mann war Curumilla.

Der Häuptling legte einen Finger an den Mund, als wolle er den Grafen zur Vorsicht ermahnen.

Dieser äußerte seine Freude, als er den Indianer erkannte, und neigte sich rasch zu ihm.

»Nun?«, fragte er, indem er sich dicht an sein Ohr neigte.

»Morgen werdet Ihr angegriffen.«

»Wisst Ihr es genau?«

Der Indianer lächelte. »Ja«, sagte er.

»Wann?«

»Nachts.«

»Zu welcher Stunde?«

»Eine Stunde vor Mondaufgang.«

»Durch wen?«

»Durch die Bleichgesichter.«

»Oho!«

»Lebt wohl.«

»Ihr geht wieder?«

»Ja.«

»Sehen wir uns wieder?«

»Vielleicht.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Und Valentin?«

»Er wird kommen.«

Der Indianer, den die lange Unterhaltung, die er gegen seine sonstige Gewohnheit hatte führen müssen, obwohl er eben nicht viel Worte verschwendet hatte, ermüdet haben mochte, ließ sich ohne weiter eine Antwort abzuwarten an der Schanze hinuntergleiten.

Louis folgte ihm mit den Augen und sah, wie er mit schlangenartiger Bewegung auf den Knien fortrutschte und sich geräuschlos entfernte.

Der ganze Auftritt war so schnell vorüber und der Indianer entfernte sich so unbemerkt, dass er geneigt war, das Ganze für einen Traum zu halten. Bald aber erhob sich der Schrei der Eule und wurde zweimal wiederholt.

Das war ein seit langer Zeit zwischen Valentin und dem Grafen verabredetes Zeichen. Er begriff, dass Curumilla ihm nicht nur verkünden wolle, dass er in Sicherheit sei, sondern ihn wiederholt zur Vorsicht ermahnte. Er schüttelte traurig den Kopf, kehrte nachdenklich in sein Zelt zurück und murmelte vor sich hin: »Wieder eine Verrätere!«

Kapitel 2 **Der Hahnenkampf**

Der Graf von Prèbois-Crancé sah, indem er nach la Magdalena marschierte, zwei Gründe. Erstens wollte er sich mit den reichen Hacienderos und den Alkaden, der mit der mexikanischen Regierung unzufriedenen Pueblos, in Verbindung setzen, um zu versuchen, sie durch die Schilderung der Vorteile, welche sie durch die Unabhängigkeit, die er ihnen bot, genießen würden, zu bestimmen, sich zu ihm zu halten. Zweitens beabsichtigte er,

den General Guerrero durch die strategische Lage von la Magdalena zu schrecken, indem er scheinbar jede der drei Hauptstädte von Sonora bedrohte.

Sobald der Krieg erklärt war, hatte der General die Völker in jener pompösen prahlerischen Art, die den Mexikanern eigen ist, die aber nur die Törichten blendet, aufgerufen.

Die Bewohner von Sonora empfanden wenig Interesse für die Regierung und hatten wenig Lust, sich in die persönlichen Streitigkeiten des Generals zu mischen, blieben daher zu Hause und beantworteten den sogenannten patriotischen Aufruf ihres Vorgesetzten mit Stillschweigen, und zwar um so mehr, als die Franzosen seit den vier Monaten, die sie in Sonora weilten, sich auf allen ihren Streifzügen gegen die Einwohner so musterhaft benommen hatten, dass nie eine Klage gegen sie geführt worden war.

Der General, welcher einsah, dass seine Absichten vereitelt waren, schlug einen anderen Weg ein. Er hatte sich seines militärischen Ansehens bedient, um Aushebungen und erzwungene Anwerbungen zu veranstalten. Damit begnügte er sich aber nicht, sondern verhandelte mit den Hiaqui und Opata, um seine Armee zu verstärken.

Er beabsichtigte anfangs auch die Apachen anzuwerben, doch war diesen durch die harte Lehre, welche sie von den Franzosen erhalten hatten, vorläufig die Kriegslust vergangen, sodass sie sich in ihre Wildnis zurückzogen, ohne auf neue Vorschläge hören zu wollen.

Indessen war es jedoch dem General Guerrero gelungen, eine ansehnliche Streitmacht zusammenzubringen.

Seine Armee belief sich auf beinahe zwölftausend Mann, was gegen die geringe Anzahl, die der Feind ins Feld führen konnte, eine gewaltige Macht war.

Wir müssen dem General trotz seiner zahllosen Prahlerien und seiner fortwährenden Märsche und Gegenmärsche, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, dass er vor seinem

Feind unwillkürliche Achtung oder vielmehr eine wohlbegründete Furcht hegte, welche ihn bestimmte vorsichtig zu sein und sich nie den französischen Vorposten zu sehr zu nähern.

Er begnügte sich damit, die Bewegungen des Grafen genau zu überwachen und die drei Straßen militärisch zu besetzen, damit er sich rasch zu dem von den Abenteurern bedrohten Ort wenden könnte.

Sonderbarerweise haben die Südamerikaner trotz der Jahrhunderte, welche bisher verfloßen und sie fast rein spanischer Abstammung sind, die abergläubische Furcht nie überwinden können, welche ihnen die europäischen Eroberer einflößen.

Die Heldentaten jener tapferen Abenteurer leben noch in aller Munde, und zu der Zeit der Unabhängigkeitserklärung ist es mehr wie einmal geschehen, dass eine kleine Zahl Spanier sich nur zu zeigen brauchte, um eine Menge mexikanischer Aufständischer in die Flucht zu jagen.

Der schlagendste Beweis für diese Behauptung liefert der Umstand, dass dreihundert französische Abenteurer, die sich allein in einem unbekanntem Lande befanden, dessen Sprache die Meisten nicht verstanden, imstande waren, eine Armee von zwölftausend Mann, deren Anführer als erfahrene Soldaten galten, in Schach zu erhalten und nicht nur den Staat Sonora, in welchem sie sich aufgestellt hatten, sondern den Bundestag in Mexiko selbst erschreckten.

Die Verwegenheit und Keckheit des Unternehmens, welches der Graf wagte, steigerte jenen Schrecken wo möglich noch mehr. Jenes Unternehmen war dermaßen tollkühn, dass die Verständigen nicht umhin konnten, anzunehmen, der Graf werde heimlich durch gewaltige Bundesgenossen unterstützt, welche nur des günstigen Augenblickes harrten, um sich zu zeigen.

Die Spione und Kundschafter des Grafen waren bemüht, jene Furcht immer wach zu erhalten. Die Kühnheit seiner Bewegungen, die Entschlossenheit, mit welcher er austrat und schließlich die Okkupation von la Magdalena, die ihm ohne Schwertstreich

gelungen war, steigerten die Besorgnis der Regierung auf den höchsten Grad und machte diese über die Absichten des Franzosen oder Cabecillas, wie sie ihn nannten, immer zweifelhafter.

Gegen fünf Uhr morgens wurde der Vorhang vor dem Zelt des Grafen zurückgeschlagen und ein Mann trat ein.

Don Louis schreckte aus dem Schlaf empor, rieb sich die Augen, griff, indem er aufstand, mit beiden Händen nach seinen Pistolen und sagte in festem Ton: »Wer da?«

»Wer sonst als ich!«, versetzte der Ankömmling, »wer sollte es sonst wagen, hier einzutreten.«

»Valentin«, rief der Graf erfreut aus und warf seine Pistolen beiseite. »Sei willkommen, Bruder, ich wartete auf dich mit Ungeduld.«

»Danke«, antwortete der Jäger. »Hat dir Curumilla nicht meine Rückkehr für heute Nacht gemeldet?«

»Ja,« versetzte der Graf lachend, »überdies weißt du, wie leicht es ist, den Häuptling zum Reden zu bringen?«

»Sehr wahr. Nun, ich bringe dir die Nachrichten, welche er dir melden sollte, selbst und das ist vielleicht noch besser.«

Der Graf hatte sich angekleidet oder vielmehr seinen Rock und sein Zarapé wieder übergeworfen, denn er hatte sich völlig angekleidet auf sein Lager gelegt.

»Setze dich auf einen Equival«, sagte er, »und lass uns miteinander reden.«

»Ich ziehe vor, hinauszugehen?«

»Wie du willst«, antwortete Don Louis, welcher vermutete, dass sein Freund besondere Gründe habe, um so zu handeln.

Beide verließen das Zelt.

»Capitain de Laville,« redete der Jäger den jungen Mann an, den er vor dem Zelt auf- und abgehend traf, »ich bitte um eine Begleitung von zehn Mann und ein paar Pferde für den Grafen und für mich.«

»Gleich?«

»Ja, wenn es möglich ist.«

»Sehr wohl.«

»Verlassen wir das Lager?«, fragte Louis, sobald sie allein waren.

»Wir gehen nach la Magdalena«, antwortete der Jäger.

»Das ist sehr ungelegen in diesem Augenblick.«

»Warum denn?«

»Weil ich die Antwort des Generals erwarte.«

»Dann kannst du getrost kommen«, antwortete der Jäger mit einem spöttischen Lächeln, »denn jene Antwort wird gar nicht eintreffen. Die Botschaft des Generals war nur eitler Schein, um deine Wachsamkeit zu täuschen.«

»Oho! Bist du dessen sicher?«

»Das will ich meinen!«

In dem Augenblick kamen die zur Begleitung bestimmten Soldaten herbei.

Louis und Valentin schwangen sich in den Sattel.

Es war höchstens sechs Uhr morgens. Die Gegend war einsam und die vom Morgenwind bewegten Baumwipfel schüttelten die schweren Tautropfen von ihren Blättern und ließen sie auf das Gras herunterregnen. Die Sonne sog die dichten Dünste auf, die von der Erde ausstiegen, und unter dem Laub stimmten die erwachenden Vögel ihr Morgenlied an.

Die beiden Freunde schritten ihrem Gefolge etwas voran und ritten gedankenvoll, mit schlaff herabhängenden Zügeln nebeneinander her, während sie die prächtige Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete, mit zerstreuten Blicken betrachteten.

Schon wurden die ersten Häuser des Pueblo sichtbar und lächelten ihnen aus den umgebenden Gebüsch von Floripondios und wildem Wein hinter einer Biegung des Weges entgegen. Louis hob den Kopf.

»Gewiss«, sagte er, wie zu sich selbst, »ich schwöre bei Gott, dass es das letzte Mal sein soll, dass es dem General Guerrero gelingt, mich zu foppen. Offenbar hat der Oberst Suarez mein Lager nur in der Absicht betreten, um zu sehen, in welchem Zu-

stand wir uns befinden.«

»Aus keinem anderen Grund.«

»Wo gehen wir denn eigentlich hin?«

»Wir werden einem Hahnenkampf beiwohnen.«

»Einem Hahnenkampf beiwohnen?«, fragte der Graf erstaunt.

Der Jäger warf ihm einen bedeutsamen Blick zu. »Ja«, antwortete er. »Du wirst wahrscheinlich wissen, oder wenn es nicht der Fall sein sollte, erfährst du durch mich, dass stets die schönsten Hahnenkämpfe bei dem jährlichen Fest des Schutzpatrons von la Magdalena hier stattfinden.

»So«, antwortete Louis gleichgültig.

»Ich bin überzeugt, dass es dir Vergnügen machen wird«, fuhr Valentin im neckenden Ton fort.

Der Graf begriff vollkommen, dass der Jäger nur deshalb so rede, um diejenigen zu täuschen, die ihn etwa belauschten. Und er schwieg in der Überzeugung, dass sich bald alles aufklären werde.

In dem Augenblick betrat die kleine Truppe das Pueblo, dessen Häuser allmählich geöffnet wurden und dessen eben erwachte Einwohner ihnen im Vorübergehen fröhlich und freundschaftlich zulächelten.

Nachdem sie zwei bis drei Straßen langsam durchschritten hatten, hielt die Truppe auf einen Wink Valentins vor einem ziemlich ärmlich aussehenden Haus, das sich von den übrigen durch nichts auszeichnete und den Blicken der Fremden nichts Sehenswertes bot.

»Es ist hier«, sagte der Jäger.

Sie hielten und stiegen ab. Hierauf erteilte Valentin dem Anführer der Truppe den gemessenen Befehl, nebst seinen Leuten im Sattel zu bleiben, und bis zur Rückkehr des Grafen weder nach rechts noch links abzuschwenken. Dann klopfte er bescheiden an die Tür, welche sich sofort öffnete. Sie traten beide ein und die Tür schloss sich hinter ihnen, ohne dass sich jemand blicken ließ.

Kaum eingetreten führte der Jäger seinen Begleiter in ein Cuarto, dessen Tür er mit einem Schlüssel öffnete, welchen er aus seiner Tasche zog.

»Mache alles, wie ich«, sagte, er, indem er seinen Hut von Vognehaar und sein Zarapé ablegte und gegen einen Mantel und einen breitrempigen Strohhut umtauschte.

Der Graf tat wie ihm geheißen.

»Jetzt komm.«

Beide hüllten sich sorgfältig in ihre Mäntel, drückten den Hut tief in die Augen und verließen das Haus durch eine versteckte, in der Mauer angebrachte Tür, die in das Nebenhaus führte, welches sie gleichfalls leer fanden und durchschritten, um wieder auf die Straße zurückzukehren.

Während der kurzen Zeit, die sie im Haus zugebracht hatten, hatte das Pueblo ein völlig verändertes Aussehen gewonnen. Die Straßen waren voller Menschen, welche hin- und wieder gingen, und überall sah man Kinder und Leperos, welche eine Art kleine Böller und Schwärmer abbrannten und den Knall mit Jubelgeschrei und Gelächter begleiteten.

Im ganzen spanischen Amerika und besonders in Mexiko wird kein einigermaßen bedeutendes Fest begangen, ohne Schwärmer und Feuerwerke abzubrennen. Das Knallen der Frösche gilt für den Gipfelpunkt der Freude.

Dabei fällt uns eine sehr charakteristische Anekdote ein.

Einige Zeit, nachdem die Spanier vollständig aus Mexiko vertrieben worden, fragte König Ferdinand eines Morgens einen reichen Mexikaner, der sich an den spanischen Hof geflüchtet hatte:

»Was werden wohl in dem Augenblick Eure Landsleute treiben, Señor Don Louis de Cerda?«

»Majestät«, antwortete der Mexikaner mit feierlichem Ernst, indem er sich vor dem König verneigte, »sie brennen Schwärmer ab.«

»Aha!«, sagte der König und ging vorüber.

Einige Stunden später redete der König den Edelmann aber-

mals an. Es war zwei Uhr nachmittags.

»Und jetzt«, fragte er heiter, »was treiben sie jetzt?«

»Majestät«, antwortete der Mexikaner mit demselben feierlichen Ernst, »sie fahren fort Schwärmer abzubrennen.«

Der König lächelte, erwiderte aber nichts. Am Abend aber richtete er wieder dieselbe Frage an den Edelmann, welcher mit unerschöpflichem Gleichmut antwortete:

»Mit Verlaub, Majestät, sie brennen immer und immer mehr Schwärmer ab.«

Dieses Mal konnte der König nicht länger an sich halten und brach in ein schallendes Gelächter aus, was um so auffallender war, als jener Fürst nicht in dem Ruf stand, besonders scherzhaft aufgelegt zu sein.

Die Mexikaner frönen drei ausschließlichen Leidenschaften: dem Montéspiel, den Hahnenkämpfen und dem Abbrennen von Schwärmern. Wir glauben dass die Letztere am tiefsten Wurzeln bei ihnen geschlagen hat. Die Masse des Pulvers, welches man in Mexiko auf solche Weise verpufft, ist ganz unberechenbar.

Man brannte also Schwärmer in allen Straßen und auf allen Plätzen von la Magdalena ab, sie prasselten fortwährend unter den Füßen unserer beiden Freunde, welche bereits lange genug mit den mexikanischen Sitten vertraut waren, um das Feuerwerk nicht weiter zu beachten, sondern ihren Weg unbehindert fortsetzten und sich so gut sie konnten, durch die bunte Menge durchzudrängen suchten, welche aus Indianern, Mestizen, Siegern, Zambos, Spaniern, Mexikanern und Nordamerikanern bestand, und lebhaft um sie her, auf- und ab wogte.

Endlich betraten sie ein Gässchen, welches ungefähr von der Mitte der Calle San Pedro seitwärts führte.

»Höre«, sagte Louis, »wollen wir wirklich einem Hahnenkampf beiwohnen?«

»Gewiss«, antwortete Valentin lächelnd, »lass mich nur machen, ich habe dir ja gesagt, dass es dich interessieren würde.«

»Welcher Einfall,« versetzte der Graf mit gleichgültigem Ach-

selzucken. »Du hast verteufelt verrückte Ideen.«

»Schon gut, schon gut!«, sagte Valentin lachend, »wir werden ja sehen. Wir sind übrigens angekommen.«

Sie traten, ohne ein Wort hinzuzufügen, in ein Haus.

In Mexiko gibt es kein Vergnügen, was nächst dem Monté und etwa den Feuerwerken so allgemeines Interesse erregt als ein Hahnenkampf, der nicht nur von den niedrigen Klassen der Gesellschaft eifrig besucht wird. In dieser Hinsicht gibt es keinen Unterschied zwischen dem Präsidenten der Republik und dem einfachsten Bürger, zwischen dem kommandierenden General und dem ärmsten Lepero oder dem höchsten Würdenträger der Kirche und dem unbedeutendsten Sakristan. Weiße, Schwarze, Mestizen und Indianer, mit einem Wort das ganze Volk drängt sich eifrig zu dem blutigen Schauspiel, das von höchstem Interesse ist.

Der Kampfplatz wird folgendermaßen angeordnet: Hinter einem Haus wählt man einen geräumigen, eingezäunten Platz, in dessen Mitte sich ein kreisförmiges Amphitheater erhebt, welches fünfzig bis sechzig Fuß im Durchmesser hat. Dasselbe ist aus Backsteinen erbaut und von außen und innen sorgfältig mit Mörtel beworfen.

Fünf leiterförmige Reihen übereinander sich erhebende Sitze füllen den inneren Raum des Baus vollständig aus.

Bis die Türen geöffnet werden, erblickt niemand das zum Kampf auserlesene Geflügel.

Endlich, nachdem das Publikum eingelassen wurde, bringt man die Hähne herbei. Die Wettenden kaufen jeder einen, welchen man dem Zurichter übergibt, der für die einleitenden Vorbereitungen zu sorgen hat.

Jene Vorbereitungen sind übrigens sehr einfach. Die Sporen, welche man einige Tage zuvor den Hähnen abgeschnitten hatte, werden durch künstliche ersetzt, die aus einer Klinge von glattem Stahl bestehen, welche ungefähr drei Zoll lang ist und etwa eine Breite von einem halben Zoll an der Wurzel haben, sich

leicht nach oben krümmen, in einer Spitze enden und an der äußeren Kante geschärft sind. Diese Sporen werden durch Schlösser an dem Bein befestigt.

Nachdem die Hähne auf solche Weise zum Kampf vorbereitet wurden, werden sie von den Zurichtern, die sie in die Luft emporhalten und der Musterung der Versammlung unterwerfen, um ihre Wetten bestimmen zu können, in der Arena umhergetragen.

Es werden auf solche Kampfhähne unglaubliche Summen verwettet. Viele richten sich dabei vollständig zugrunde.

In dem Augenblick, wo die Franzosen eintraten, hatte das Schauspiel bereits lange begonnen, sodass die besten Plätze besetzt waren und die Zuschauer dicht gegeneinander gedrängt in der Arena standen.

Da unsere beiden Freunde aber keineswegs in der Absicht kamen, tätigen Anteil an dem Schauspiel zu nehmen, setzten sie sich bescheiden auf die Einfassungsmauer, wo ihnen eine Anzahl zerlumpfter Leperos, die zu arm waren, um zu wetten, Gesellschaft leisteten und mit neidischen Blicken und verbissenem Grimme die Glücklichen betrachteten, die sich zu ihren Füßen schreiend und lärmend drängten und stießen.

Die Aufregung hatte ihren Gipfel erreicht. Alle Augen waren auf die Arena gerichtet, wo seltsamerweise, ein einziger Hahn neun Gegner nach und nach besiegt hatte.

Die Franzosen benutzten die Spannung der Zuschauer, um sich unbemerkt vorbei zu stehlen und die besagten Plätze einzunehmen.

Nach einer Weile zündete Valentin ein Maispajillo an und beugte sich zu seinem Milchbruder, welchem er zuflüsterte: »Warte hier auf mich, ich werde gleich wieder da sein.«

Louis nickte beifällig mit dem Kopf.

Valentin stand mit gleichgültiger Miene auf, schritt nachlässig die Stufen hinunter und es gelang ihm, sich mit der Zigarre im Mund unter die Zuschauer zu drängen, welche die Arena um-

standen.

Der Graf verfolgte ihn eine Zeit lang mit den Blicken, verlor ihn aber bald unter der Menge aus den Augen.

Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Arena und fühlte sich unwillkürlich von dem Reiz jenes seltsamen Schauspiels angezogen und verfolgte es mit einer Art von Vergnügen.

Die Kämpfe folgten sich rasch aufeinander und boten immer neue, aber stets spannende Abwechslung.

Schon fing der Graf an, sich über die lange Abwesenheit seines Milchbruders zu wundern, der sich bereits seit einer viertel Stunde entfernt hatte, als er ihn plötzlich wieder vor sich stehen sah.

»Nun?«, fragte er.

»Nun«, antwortete Valentin in kastilischer Sprache, »es scheint, dass ich recht hatte, als ich vermutete, dass die Hähne des Don Rodriguez Wunder tun würden. Komm doch und sieh dir die Sachen in der Nähe an. Ich versichere dir, dass es sehenswert ist.«

Der Graf stand, ohne zu antworten auf, und folgte ihm.

Kapitel 3

Die Beratung

Die Verkleidung der Franzosen war so gelungen und die Aufmerksamkeit aller so ausschließlich der Arena zugewendet, dass es ihnen gelang, das Amphitheater ebenso unbemerkt zu verlassen, wie sie es betreten hatten.

Als sie einen ziemlich dunklen Gang erreicht hatten, der in das Innere des Hauses führte, blieb Valentin stehen.

»Hör mich aufmerksam zu, Louis«, flüsterte er seinem Freund kaum hörbar ins Ohr, »jetzt ist der Augenblick gekommen, dir zu sagen, weshalb ich dich hergeführt habe.«

»Ich höre«, antwortete der Graf.

»Ich bin, seitdem ich dich in der Mission verlassen hatte, wie du dir denken kannst, nicht untätig geblieben. Ich habe die Ge-

gend durchstreift, mich mit den reichsten und angesehensten Einwohnern in Verbindung gesetzt. Es ist mir gelungen, ihnen mitzuteilen, wie wichtig es für sie sei, sich dir anzuschließen und dich zu unterstützen. Das Fest in la Magdalena bot uns günstige Gelegenheit, unbemerkt zusammenzukommen, ohne die mexikanische Regierung auf uns aufmerksam zu machen und ihr Besorgnis zu verursachen. Das einzige Haus, in welchem sich eine Anzahl Menschen, ohne Verdacht zu erwecken versammeln kann, ist unumstritten jenes, welches eine Hahnenkampfarena hat. Ich habe daher die nicht geringe Zahl der Unzufriedenen für heute Morgen hierher bestellt. Es sind lauter Männer, welche entweder durch ihr Vermögen oder durch ihre Stellung in dem Staat, gegen den wir uns erheben wollen, großes Ansehen genießen und bedeutenden Einfluss besitzen. Ich will dich zu ihnen führen, sie erwarten deine Ankunft. Du kannst Ihnen deine Absichten unterbreiten, und sie werden dir dafür sagen, unter welchen Bedingungen sie bereit sind, sich dir anzuschließen. Vergiss aber nicht, Bruder, dass du es mit Mexikanern zu tun hast, und lege auf ihre Versprechungen und Worte nicht mehr Wert, als sie es verdienen. Sei überzeugt, dass nur das Gelingen dir in ihren Augen Recht verschaffen wird und sie dich im Fall des Misslingens unbedenklich verlassen, ja vielleicht verraten werden, wenn sie von einer solchen Niederträchtigkeit irgendeinen Vorteil für sich erwarten. Wenn dir die Sache nach dieser Eröffnung nicht mehr anstehen sollte, so steht es dir vollkommen frei, dich zurückzuziehen. Ich übernehme es, sie entschädigen, ohne dich zu irgendetwas zu verpflichten.«

»Nein«, antwortete der Graf entschlossen, »jetzt ist es zu spät. Wollte ich noch zurücktreten oder zaudern, so würde ich mich einer Feigheit schuldig machen. Jetzt heißt es, vorwärts, koste es, was es wolle. Kündige mich unseren neuen Freunden an.«

»So komm mit.«

Sie schritten in dem Gang weiter, bis sie an eine verschlossene Tür kamen.

Valentin schlug wie vereinbart dreimal mit dem Griff seiner Machete gegen die Tür.

»Wer da?«, fragte eine Stimme von innen.

»Derjenige, welchen man schon lange erwartet, ohne hoffen zu dürfen, dass er kommen würde«, antwortete Valentin.

»Er ist uns willkommen«, erwiderte die Stimme.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür und wurde wieder, nachdem die beiden Männer eingetreten waren, sofort hinter ihnen geschlossen.

Sie befanden sich in einem geräumigen Saal, dessen Wände weiß getüncht waren und dessen Fußboden aus festgestampfter Erde bestand. Es war kein anderes Mobiliar vorhanden als etliche Bänke, auf welchen ungefähr fünfzig Männer saßen und von denen einige die Kleidung der Geistlichen trugen. Die Fenster waren mit Vorhängen aus rotem Baumwollstoff verhangen, die nicht nur das Licht dämpften, sondern auch jeden neugierigen Blick von außen verwehrten.

Beim Eintritt Valentins und des Grafen erhoben sich sämtliche Anwesenden und entblößten ehrerbietig ihr Haupt.

»Caballeros«, sagte der Jäger, »versprochenermaßen gebe ich mir die Ehre, Ihnen hier den Grafen de Prèbos-Crancé vorzustellen, der sich freundlich bereit erklärt hat, mich zu begleiten, um die Vorschläge anzuhören, die Sie ihm zu machen haben.«

Alle verneigten sich ehrerbietig vor dem Grafen, welcher ihren Gruß mit anmutiger Liebenswürdigkeit erwiderte, die ihm eigen war.

Ein Mann von mittleren Jahren, mit klugem, verständigem Gesicht, der die prächtige Kleidung der reichen Hazienderos trug, trat vor und wandte sich mit folgenden Worten zu dem Jäger: »Verzeihung, mein Herr,« sagte er mit einem leichten Anflug von Spott, »Sie haben eben, wie ich glaube, einen kleinen Irrtum begangen.«

»Ich bitte Euch, Señor Don Anastasio, Euch näher zu erklären«, antwortete der Jäger. »Ich verstehe nicht, was Ihr mir die Ehre

erweist, da zu sagen.«

»Sie haben gesagt, mein Herr, dass der Graf uns die Ehre erweise, zu kommen, um die Vorschläge zu hören, welche wir ihm zu machen haben.«

»Jawohl, mein Herr.«

»Darin liegt eben der Irrtum.«

»Wieso, Señor Don Anastasio?«

»Mir scheint, dass nicht wir dem Grafen Vorschläge zu machen haben, sondern viel mehr seine anhören wollen.«

Ein beifälliges Gemurmel durchlief die Reihen der Anwesenden. Don Louis begriff, dass es Zeit sei, einzuschreiten.

»Meine Herren«, sagte er, indem er die Hazienderos freundlich grüßte. »Gestatten Sie mir, mich offen gegen Sie auszusprechen. Ich lebe der Überzeugung, dass, wenn das geschehen sein wird, jedes Missverständnis aufhören und die vollkommenste Übereinstimmung zwischen uns bestehen wird.«

»Redet, redet, Graf«, sagten sie.

»Meine Herren«, fuhr er fort, »ich enthalte mich auf Einzelheiten einzugehen, welche mich nur persönlich betreffen. Es ist überflüssig, hier anzuführen, wie und warum ich nach Guaymas gekommen bin. Ebenso wenig spreche ich von der Art und Weise, wie die mexikanische Regierung, nachdem sie alle mir gegebenen Versprechungen missachtet, mich schließlich für einen Feind des Vaterlandes und in die Acht erklärt, ja die Unverschämtheit so weit getrieben hat, mich einen Banditen zu nennen und einen Preis auf meinen Kopf zu stellen, als ob ich ein gemeiner Verbrecher wäre. Jedes Wort, was ich darüber verlieren wollte, wäre eine unnötige Prüfung Ihrer Geduld, da Sie doch sämtlich von dem Vorgefallenen unterrichtet sind.«

»Ja, Graf«, unterbrach ihn der Haziendero, der bereits zuvor das Wort ergriffen hatte. »Die Tatsachen, auf welche Sie hindeuten, sind uns allerdings bekannt. Wir bedauern sie und erröten darüber im Namen unseres Vaterlandes.«

»Ich danke Ihnen, meine Herren, für diesen Beweis der Teil-

nahme. Er ist mir um so trostreicher, als ich daraus ersehe, dass Sie mich nicht verkennen. Jetzt will ich ohne weitere Umschweife zur Sache kommen.«

»Hört, hört!«, murmelten die Anwesenden.

Der Graf wartete einige Augenblicke, und als die frühere Ruhe wieder eingetreten war, fuhr er fort: »Meine Herren, Sonora ist das fruchtbarste und reichste Land, nicht nur von Mexiko, sondern von der ganzen Welt. Die Lage desselben im Mittelpunkt der Bundesstaaten, von welchen es durch hohe Berge und unermessliche Despoplados getrennt ist, macht Sonora zu einem Staat, der in nächster Zukunft berufen ist, sich von den übrigen Bundesstaaten Mexikos loszusagen. Sonora ist sich selbst genug und bezieht nichts aus den übrigen Staaten. Diese ernähren und bereichern sich im Gegenteil an seinen Produkten. Vermöge des Druckes aber, unter welchem Sonora schmachtet, ist das Land im eigentlichen Sinn des Wortes nur eine große Wildnis. Der größte Teil der Ländereien ist unbebaut, denn die mexikanische Regierung versteht zwar sehr gut, das Land auszubauen, sich die Produkte des Bodens und das Gold und Silber der Minen anzueignen, ist aber unfähig, das Land gegen die in der Nähe befindlichen Feinde zu schützen. Infolgedessen wagen die Indios bravos alljährlich die frechesten Überfälle und drohen immer verwegener zu werden, wenn nicht der Sache rasch abgeholfen und das Übel mit der Wurzel ausgerottet wird. Ich habe im Anfang meiner Rede gesagt, dass Sonora in nächster Zukunft von dem mexikanischen Staatenbund losgerissen werden wird. Ich erkläre mich näher: Unfehlbar kann es auf zwei verschiedene Weisen geschehen, in Hinsicht nämlich auf das Wohl der Einwohner. Sonora ist durch weit mächtigere Feinde bedroht als die Indianer. Das sind nämlich die Nordamerikaner, jene ewigen Wilde der Zivilisation. Schon könnt Ihr, meine Herren, ihre Axtschläge vernehmen, mit denen sie die letzten Wälder niederschlagen, welche sie von Euch trennen. Bald werden sie hier eindringen und sich des Landes bemächtigen, ohne dass Ihr den frechen Eroberern den

geringsten Widerstand leisten könnt, wenn Ihr nicht zu rechter Zeit einschreitet. Von der Regierung habt Ihr keine Unterstützung zu hoffen, denn das Land ist durch die zweck- und ziellosen Kämpfe zerrissen, welche die ehrgeizigen Cabecillos sich untereinander liefern, die sich fortwährend um die Herrschaft streiten.«

»Ja, ja!«, riefen mehrere, »das ist wahr, der Graf hat recht.«

»Der Überfall, der Euch bedroht, steht nahe bevor, ist unvermeidlich. Und es fragt sich, meine Herren, was Sie dann beginnen wollen? Es wird geschehen, was überall geschehen ist, wo es den Nordamerikanern gelang, sich festzusetzen: Sie werden unter dem Einfluss der Fremdlinge untergehen, Ihre Sprache, Ihre Sitten, ja selbst Ihre Religion, alles wird in diesem großen Strom untergehen. Seht, wie es Texas ergangen ist, und zittert bei dem Gedanken, wie es Euch ergehen wird!«

Ein Beben des Zornes durchlief die Reihen der Anwesenden bei diesen Worten, deren Richtigkeit ein jeder im Stillen erkannte.

Der Graf fuhr fort: »Es gibt ein Mittel, jenes schreckliche Unglück abzuwenden. Es liegt in Eurer Hand und hängt nur von Euch ab.«

»Redet, redet!«, rief man von allen Seiten.

»Erklärt offen, unumwunden und mit Entschlossenheit Eure Unabhängigkeit. Trennt Euch energisch von Mexiko, bildet einen Bund von Sonora und zieht die französischen Auswanderer in Kalifornien an Euch.

Man wird Eurem Aufruf ein williges Gehör leihen und Euch behilflich sein, Eure Unabhängigkeit nicht nur zu erkämpfen, sondern diese auch gegen alle inneren und äußeren Feinde zu behaupten. Die Franzosen, die Ihr herbeiruft, werden Eure Brüder werden. Sie haben dieselbe Religion, fast dieselben Sitten wie Ihr, kurz, Ihr gehört zu zusammen. Ihr werdet Euch leicht verständigen, und die neuen Brüder werden den nordamerikanischen Übergriffen einen unüberwindbaren Wall entgegenstellen,

Eure Grenzen vor den Indianern beschützen. Und die Mexikaner zwingen Euch, das Recht der Freiheit zuzugestehen, das Ihr proklamiert habt.«

»Aber«, wandte einer der Anwesenden ein, »was werden die Franzosen fordern, wenn wir sie herbeirufen?«

»Das Recht, die un bebauten Ländereien zu kultivieren«, antwortete der Graf entschlossen, »das Recht, den Fortschritt, die Künste und Industrie bei Euch einzuführen, mit einem Wort, Eure Einöden zu bevölkern, Eure Städte zu bereichern und Euer Land zu zivilisieren. Das sind die Forderungen der Franzosen. Ist es zu viel?«

»Nein, das ist sicherlich nicht zu viel«, sagte Don Anastasio, und ein beifälliges Gemurmel der Versammlung begleitete seine Worte.

»Aber«, wandte ein Zweiter ein, »wer steht uns dafür, dass die neuen Kolonisten, welche wir herbeirufen, ihrem Versprechen treu bleiben werden, wenn die Stunde der Abrechnung gekommen ist und nicht ihre Zahl und ihr Ansehen dazu benutzen werden, um uns Gesetze aufzudiktieren?«

»Ich! Caballeros, ich werde in ihrem Namen mit Euch verhandeln und die Verantwortlichkeit des Ganzen auf mich nehmen.«

»Ja, die Aussicht, welche Ihr uns bietet, ist verlockend, Caballero«, antwortete Don Anastasio im Namen aller. »Wir erkennen die Richtigkeit der von Ihnen aufgestellten Behauptungen an. Wir wissen nur zu gut, wie bedenklich unsere Lage ist und wie große Gefahren uns bedrohen. Aber gegenwärtig hält uns ein Bedenken zurück. Sind wir berechtigt, unser unglückliches Vaterland, das bereits halb zugrunde gerichtet ist, in die Gräuel eines Bürgerkrieges zu verwickeln, da das unglückliche Land doch keineswegs darauf vorbereitet ist, energischen Widerstand zu leisten? Die mexikanische Regierung ist zum Guten schwach, zum Bösen aber stark. Diese wird Mittel aufzufinden wissen, uns zu unterdrücken, wenn wir uns erheben. Der General Guerrero ist ein erfahrener Offizier und ein kalter grausamer Mensch, der

vor keiner noch so harten Strafe zurückschrecken wird, um den Befreiungsversuch in einem Blutbad zu ersticken. Ist es ihm doch in wenigen Tagen gelungen, eine gewaltige Armee zusammenzubringen, um gegen Euch zu Felde zu ziehen. In dem bevorstehenden Kampf wird jeder Eurer Soldaten mit zehn Gegnern zu kämpfen haben. So tapfer die Franzosen auch sein mögen, ist es unmöglich, dass sie einer solchen Macht Stand halten können. Eine verlorene Schlacht entscheidet alles für Euch, jeder Widerstand mit bewaffneter Hand wird dann unmöglich und Ihr zieht uns, die wir Euch beigestanden haben, mit ins Verderben. Was für uns so bedenklicher ist, als unsere Lage eine andere als die Eurige. Wir sind Landeskinder, unser Vermögen und unsre Familie befinden sich hier, wir haben mithin alles zu verlieren. Wenn Ihr hingegen geschlagen werdet und Euer Unternehmen scheitert, so bleibt Euch ein Rettungsmittel, was uns unmöglich ist, nämlich die Flucht. Jene Bedenken sind ernster Art und wohl geeignet, uns zur größten Vorsicht zu ermahnen und uns zu verpflichten, uns reiflich zu bedenken, ehe wir uns entschließen, das verhasste Joch Mexikos abzuschütteln. Glaubt nicht, Cabellero, dass wir aus Furcht oder Schwachheit so reden. Nein, es geschieht nur der Furcht zu scheitern und dabei die letzten Freiheiten einzubüßen, welche man aus Klugheit bisher nicht gewagt hat, uns zu entziehen, wozu man vielleicht auf den ersten besten Vormund wartet.«

»Meine Herren«, antwortete der Graf, »ich weiß die Gründe, welche Sie mir anführen, nach Verdienst zu würdigen, erlaube mir aber, Ihnen zu sagen, dass, wie triftig Ihre Bedenken auch sein mögen, es nicht der Zweck unsres Hierseins ist, darüber zu richten. Wir sind zusammengekommen, um zwischen mir und Ihnen ein Offensiv- und Defensivbündnis zu schließen, nicht wahr?«

»Allerdings!«, riefen mehre der Anwesenden, welche sich durch die plötzlich veränderte Miene des Grafen bewogen fanden, schneller zu reden, als sie eigentlich wollten.

»Nun«, fuhr der Graf fort, »so wollen wir doch vermeiden, uns zu benehmen wie jene Kaufleute, welche sich gegenseitig die Vorzüglichkeit ihrer Waren anpreisen. Gehen wir gerade auf das Ziel zu und reden wir offen und ehrlich miteinander, wie es rechtschaffenen Leuten ziemt. Sagt mir ohne Umschweife, unter welchen Bedingungen Ihr bereit seid, Euch mit mir zu verbinden. Und mir Beistand zu leisten und auf wie viel Mann ich vorkommenden Falles rechnen kann.«

»Das nenne ich reden, Señor Graf,« versetzte Don Anastasio. »Wohlan, wir werden auf eine so offene Frage offen antworten. Gott behüte uns, an dem Mut und den strategischen Kenntnissen Ihrer Soldaten zweifeln zu wollen. Es ist uns bekannt, dass die Franzosen tapfer sind. Ihre Truppe ist aber nicht zahlreich, kann sich bis jetzt auf nichts stützen und keines anderen Besitztums rühmen, als des Raumes, auf welchem das Lager aufgeschlagen ist. Legen Sie einen festen Grund für ein ferneres Vorschreiten, bemächtigen Sie sich z. B. einer der drei Hauptstädte von Sonora, dann sind Sie nicht mehr Abenteurer, sondern wirkliche Soldaten, und wir werden kein Bedenken mehr tragen, in Verhandlung mit Ihnen zu treten, weil das Unternehmen dann Gestalt gewonnen, mit einem Worte zu ernster Bedeutung gekommen sein wird.«

»Gut, meine Herren, ich verstehe«, antwortete der Graf kalt, »und für den Fall, dass es mir gelänge, eine der Städte einzunehmen, werde ich auf Sie rechnen können?«

»Dann gehören wir Ihnen mit Leib und Seele!«

»Und wie viel Mann stellen Sie zu meiner Verfügung?«

»Binnen vier Tagen sechstausend, binnen einer Woche ganz Sonora.«

»Versprechen Sie mir das?«

»Wir schwören es!«, riefen alle begeistert aus. Jene Begeisterung war aber nicht imstande, ein Lächeln auf die Züge des Grafen zu locken.

»Meine Herren«, sagte er, »ich biete Ihnen nach vierzehn Tagen

eine Zusammenkunft in einer der drei Hauptstädte Sonoras an. Kommen Sie alle, ich werde dann meine Verpflichtungen erfüllt haben und erwarte von Ihnen, dass Sie ein Gleiches tun.«

Bei diesen großherzigen Worten konnten sich die Mexikaner nicht enthalten, ihre Bewunderung an den Tag zu legen.

Obwohl der Graf nicht mehr jung war, konnte man ihn doch noch schön nennen und er besaß den Zauber, der imstande ist, neue Reiche zu schaffen.

Jedes seiner Worte machte Eindruck.

Die Anwesenden kamen nach der Reihe zu ihm, drückten ihm die Hand und gaben ihm persönlich die Versicherung ihrer Ergebenheit, worauf sie sich entfernten.

Der Graf und Valentin blieben allein.

»Bist du zufrieden, Bruder?«, fragte der Jäger.

»Wem wird es je gelingen, dieses Volk zu elektrisieren?«, murmelte der Graf, indem er traurig den Kopf schüttelte und vielmehr seine eigenen Gedanken, als die an ihn gerichtete Frage beantwortete.

Die Männer gingen, um ihre Zarapés überzuwerfen, sie fanden ihre Begleitung an der Stelle, wo sie diese verlassen hatten und durchritten im langsamen Schritt die Menge, welche sie im Vorüberkommen mit dem Ruf Vivan los Franceses! begrüßten.

»Sollte ich einstmals erschossen werden«, antwortete der Graf bitter, »so brauchen sie nur ein Wort zu verändern.«

Valentin seufzte, antwortete aber nicht.

Kapitel 4 **Der Pater Seraphin**

Dona Angela war aus dem Schlaf erwacht. Ein vorwitziger Sonnenstrahl stahl sich auf ihr Gesicht und weckte sie.

Sie ruhte halb liegend in ihrer Hängematte, während sie den Kopf mit ihrem rechten Arm stützte, und betrachtete nachdenklich den Pantoffel aus Schweinsleder, der sich an der Spitze ihres

zierlichen Fußes wiegte, welchen sie nachlässig hin und her bewegte.

Violanta, ihre Zofe, saß zu ihren Füßen auf einem Equival und war damit beschäftigt, mehrere Gegenstände zu ordnen, deren ihre Herrin beim Ankleiden bedurfte.

Dona Angela schüttelte ihre Trägheit ab, und ein Lächeln flog über ihre rosigen Lippen.

»Heute!«, murmelte sie mit einer selbstgefälligen Kopfbewegung.

Dieses einzige Wort war der Inbegriff der Gedanken des jungen Mädchens. Ihr Glück, ihre Liebe, ihre Freude, ihr ganzes Leben war darin enthalten.

Sie verfiel von Neuem in ihre Träumereien und duldete fast unbewusst die zarten und eifrigen Dienstleistungen ihrer Zofe.

Plötzlich ließen sich Tritte von außen vernehmen und Dona Angela blickte hastig auf.

»Es kommt jemand«, sagte sie.

Violanta ging hinaus, kehrte aber sogleich wieder zurück.

»Nun?«

»Don Cornelio bittet um die Erlaubnis, zwei Worte mit der Señorita zu sprechen«, antwortete die Zofe.

Das junge Mädchen runzelte die Brauen und sah gelangweilt aus. »Was will er denn schon wieder?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht.«

»Der Mann ist mir besonders unangenehm.«

»Ich will ihm sagen, dass Sie ihn nicht begrüßen können.«

»Nein«, erwiderte sie rasch, »lass ihn eintreten.«

»Warum, wenn er Ihnen unangenehm ist?«

»Ich will ihn lieber sehen, obgleich ich eine unerklärliche Angst vor ihm habe.«

Die Zofe errötete, wandte den Kopf ab, fasste sich aber gleich und sagte: »Er ist aber Ihnen und Don Louis sehr treu ergeben.«

»Glaubst du?«, erwiderte sie, dem Mädchen einen durchdringenden Blick zuwerfend.

»Ich vermute es, weil er sich bisher ganz ehrlich benommen hat.«

»Ja«, murmelte sie nachdenklich, »trotzdem flüstert mir eine innere Stimme zu, dass mich der Mann hasst. Sein Anblick flößt mir unwillkürlich Widerwillen ein. Ich kann das sonderbare, unerklärliche Gefühl nicht begreifen, denn obgleich alles dagegen zu sprechen scheint, liegt doch etwas in seinem Blick, was mir einen unüberwindlichen Schrecken einflößt. Das Einzige, was ein Mensch nicht vor mir verbergen kann, ist der Ausdruck seines Blickes, denn darin spiegelt sich die Seele. Gott hat es so angeordnet, damit wir unsere Feinde erkennen und uns vor ihnen hüten können. Er wird aber ungeduldig werden, lass ihn eintreten.«

Violanta beeilte sich, dem Befehl ihrer Herrin Folge zu leisten. Don Cornelio trat mit lächelnder Miene ein.

»Señorita«, sagte er mit einer Verbeugung, welche das junge Mädchen erwiderte, ohne ihre Hängematte zu verlassen. »Verzeiht mir, dass ich es wage, Ihre Einsamkeit zu stören. Ein würdiger Priester, ein französischer Missionar, bittet um die Vergünstigung, sich einige Augenblicke mit Ihnen zu unterhalten.«

»Wie heißt der Missionar, Señor Don Cornelio?«

»Es ist, wie ich glaube, der Pater Seraphin, Señorita.«

»Warum wendet er sich nicht an Don Louis?«

»Das wollte er anfangs auch tun.«

»Nun?«

»Aber«, fuhr Don Cornelio fort, »Don Louis hat das Lager bereits vor Tagesanbruch verlassen. Don Valentin hat ihn begleitet und beide sind, obwohl es beinahe Mittag ist, noch nicht zurückgekehrt.«

»So, wohin hat sich denn Don Louis gewendet? Wohin ist er denn so zeitig gegangen.«

»Das kann ich nicht zu sagen, ich habe nur gesehen, dass sie die Richtung nach la Magdalena einschlugen.«

»Sollte etwas Neues vorgefallen sein?«

»Nicht, dass ich wüsste, Señorita.«

Es entstand eine Pause. Dona Angela war nachdenklich geworden. Endlich fuhr sie fort: »Können Sie sich nicht vorstellen, Don Cornelio, was jener Missionar begehrt?«

»Keineswegs, Señorita.«

»Bitten Sie ihn einzutreten, es soll mich freuen, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen.«

Violanta öffnete, ohne Don Cornelio Zeit zu einer Antwort zu lassen, den Türvorhang des Zeltens und sagte: »Treten Sie ein, mein Vater.«

Der Missionar erschien.

Dona Angela begrüßte ihn ehrerbietig und bot ihm einen Sessel an.

»Sie wünschen mit mir zusprechen, mein Vater?«, sagte sie.

»Ja, Fräulein«, antwortete er mit einer Verbeugung.

»Ich bin bereit, Sie anzuhören.«

Der Missionar blickte sich um, was Don Cornelio und die Zofe für einen Wink hielten, sich zu entfernen.

»Darf das, was Sie mir zu sagen haben, nicht von dem jungen Mädchen gehört werden, das mir treu ergeben ist?«

»Es soll mich Gott bewahren, Fräulein, zu versuchen, Ihr Vertrauen zu jenem Kind zu erschüttern, doch erlaube ich mir, Ihnen einen Rat, zu geben.«

»Ich höre.«

»Es ist mitunter gefährlich, Bedienstete in sein engstes Vertrauen zu ziehen.«

»Das kann im Grunde wahr sein, mein Vater, und ich will es nicht bestreiten. Wollen Sie mir gefälligst den Zweck Ihres Besuches erklären?«

»Ich bedaure zu tiefst, mein Fräulein, Sie verletzt zu haben. Verzeihen Sie mir die Bemerkung, welche Ihnen unberechtigt erscheint, und gebe Gott, dass ich mich getäuscht haben möge.«

»Nein, mein Vater. Ihre Bemerkung ist mir keineswegs unberechtigt erschienen, ich bin nur ein verzogenes Kind und es ist an

mir, mich bei Ihnen zu entschuldigen.«

In dem Augenblick ertönte Hufschlag im Lager.

Die Zofe öffnete den Vorhang.

»Don Louis kommt an«, sagte sie.

»Er soll augenblicklich zu mir kommen!«, rief Dona Angela aus.

Der Missionar folgte ihr mit einem Blick der innigsten Teilnahme.

Einige Augenblicke später traten Don Louis und Valentin in den Jacal.

Der Jäger trat zu dem Missionar und drückte ihm herzlich die Hand.

»Kommen Sie im Auftrag des Generals, mein Vater«, fragte der Graf eifrig.

»Nein, Graf«, antwortete er, »der General weiß nicht, dass ich hier bin. Hätte er es gewusst, so würde er sich meiner Absicht wahrscheinlich widersetzt haben.«

»Was wollen Sie damit sagen? Reden Sie, um Gottes willen.«

»Ich werde leider genötigt sein, Ihre Unruhe und Sorge noch zu erhöhen. Der General Guerrero hat niemals die Absicht gehabt, Ihnen die Hand seiner Tochter zuzusagen. Mein Amt hindert mich, Ihnen zu hinterbringen, was ich gesehen und gehört habe. Ich bin aber Franzose, mein Herr, und Ihr Landsmann, und halte es daher für meine Pflicht, Ihnen zu eröffnen, dass der Verrat Sie von allen Seiten umgibt. Der General sucht Sie durch täuschende Versprechungen sicher zu machen, damit er Sie überfallen und vernichten könne.«

Don Louis senkte den Kopf auf die Brust. »In welcher Absicht sind Sie denn hergekommen, mein Herr?«, fragte er nach einer Pause.

»Das will ich Ihnen sagen. Der General versucht Ihnen seine Tochter wieder zu entführen. Und zu diesem Zweck sind ihm alle Mittel recht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, dass unter den gegenwärtigen Umständen die Gegenwart des Fräuleins

Ihre Lage nicht nur gefährlicher macht, sondern auch den Ruf desselben unwiederbringlich vernichtet.«

»Mein Herr«, rief der Graf aus.

»Geruhen Sie mich ausreden zu lassen«, fuhr der Missionar kaltblütig fort. »Ich ziehe hier weder die Ehre des Fräuleins noch die Ihrige in Zweifel. Sie werden sich aber doch gewiss nicht bekommen lassen, Ihre Feinde zum Schweigen zwingen zu wollen und die Flut von Schmähungen aufzuhalten, welche man über Sie beide ergießt. Ihr Benehmen ist leider geeignet, den bösen Zungen scheinbar Recht zu geben.«

»Was ist zu tun? Welchen Weg sollen wir einschlagen?«

»Es gibt ein Mittel, Ihnen zu helfen.«

»Reden Sie, mein Vater.«

»Ich schlage Ihnen Folgendes vor: Sie gedenken das Fräulein zu heiraten?«

»Gewiss, es ist, wie Sie wissen, mein sehnlichster Wunsch.«

»Lassen Sie mich ausreden. Die Trauung darf nicht hier stattfinden. Eine solche Handlung soll nicht in der Mitte eines Lagers von Abenteurern, im Stillen und fast ohne Zeugen vollzogen werden, das wäre leichtsinnig.«

»Aber ...«

»Nur wenn die Trauung in einer Stadt am hellerlichten Tag vor den Augen des versammelten Volkes beim Geläut aller Glocken stattfindet, werden die Leute überzeugt sein, dass sie gesetzmäßig vollzogen wurde.«

»Ja«, bemerkte Valentin, »Pater Seraphin hat recht. Dann heiratet Dona Angela auch keinen elenden Räuber mehr, sondern einen Eroberer, der seine Bedingungen stellen darf. Sie wird nicht die Frau eines Abenteurers, sondern die Gefährtin des Befreiers von Sonora. Und diejenigen, welche ihn heute tadeln, werden die Ersten sein, ihm zu huldigen.«

»Ja, ja, das ist wahr«, rief das junge Mädchen mit Wärme aus, »ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, mein Vater. Ich erkenne deutlich meine Pflicht und werde sie erfüllen. Wer wird es

wagen, den Ruf derjenigen anzufechten, die den Retter ihres Vaterlandes geheiratet hat.«

»Aber«, fuhr der Graf fort, »dieses Mittel ist nur ein Palliatik. Die Trauung kann noch nicht stattfinden. Und es vergehen vielleicht vierzehn Tage oder ein Monat, ehe ich mich einer Stadt bemächtigt habe. Dona Angela wird inzwischen genötigt sein, wie bisher in meinem Lager zu bleiben.«

Aller Augen hefteten sich voll Spannung auf den Missionar.

»Nein«, sagte er, »wenn mir das Fräulein erlauben will, Ihr ein Obdach anzubieten.«

»Ein Obdach«, sagte sie mit fragendem Blick.

»Ein sehr niedriges und armes Dach, das Ihrer sicherlich nicht würdig ist«, fuhr er fort, »doch werden sie dort wenigstens in Sicherheit sein. Sie können im Kreis einer ehrenhaften und guten Familie leben, die es sich zur Ehre schätzen wird, Sie bei sich zu sehen.«

»Ist der Zufluchtsort, welchen Sie mir bieten, mein Vater, sehr weit entfernt von hier?«, fragte das junge Mädchen lebhaft.

»Kaum 25 Meilen, und er liegt an der Straße, durch welche die französischen Truppen ziehen müssen, um in das Innere Sonoras zu dringen.«

Dona Angela lächelte schelmisch, als sie sah, dass sie der gute Wächter so richtig verstanden hatte.

»Hören Sie, mein Vater«, sagte sie mit der Entschlossenheit, die ein Grundzug Ihres Charakters war. »Ihr Ruf ist schon lange zu mir gedrungen. Ich weiß, dass Sie ein frommer Mann sind. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre, so würde die Freundschaft und Achtung, welche Don Valentin für Sie an den Tag legt, mir eine hinreichende Gewährleistung sein. Ich vertraue mich Ihnen an, denn ich sehe selbst ein, wie unpassend derzeit meine Gegenwart im Lager ist. Verfügen Sie über mich, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

»Mein Kind«, antwortete der Missionar liebenswürdig, »Gott selbst gibt Ihnen diesen Entschluss ein. Der Schmerz, welcher Ih-

nen die kurze Trennung bereiten wird, kann nur dazu beitragen, das Glück eines Bundes zu erhöhen, welchen sich niemand mehr zu widersetzen wagen wird. Sie stellen sich dadurch nicht nur in der öffentlichen Meinung wieder her, welche stets unserer Berücksichtigung wert ist, sondern verleihen Ihrem Namen einen Glanz, den man vergebens bemüht sein wird, zu vernichten.«

»Gehen Sie, da es sein muss, Dona Angela«, sagte der Graf. »Ich übergehe Sie der Obhut des guten Priesters, schwöre aber bei Gott, dass unsere Trennung kaum vierzehn Tage dauern soll.«

»Ich nehme Sie beim Wort, Don Louis. Diese Aussicht wird dazu beitragen, mir die Schmerzen der Trennung zu versüßen.«

»Wann denken Sie abzureisen?«, fragte Valentin.

»Sofort!«, rief das junge Mädchen aus. »Sowohl der Schmerz als die Freude sollen nicht verschoben werden. Da die Trennung unvermeidlich ist, so wollen wir den Abschied nicht zu lang hinauszögern.«

»Gut gesprochen«, sagte Valentin. »Ich komme bei Gott auf das zurück, was ich früher sagte, Dona Angela, dass Sie nicht nur ein starkes, sondern ein edles und großherziges Mädchen sind. Ich liebe Sie wahrhaftig wie eine Schwester.«

Dona Angela konnte sich nicht enthalten, über die Begeisterung des Jägers zu lächeln.

Letzterer fuhr fort: »Teufel! Wir haben ja nicht bedacht, dass Sie Schutz haben müssen ...«

»Wozu?«, fragte der Priester ruhig.

»Sie sind wahrhaftig unbezahlbar, müssen wir sie nicht gegen die Marodeure der feindlichen Armee beschützen?«

»Lieber Freund, die Achtung aller wird uns stets und überall besser schützen, als die stärkste Bewachung, welche uns obendrein vielleicht Verlegenheiten bereiten dürfte.«

»Für Ihre Person haben Sie recht, mein Vater. Bedenken Sie aber, dass Sie mit zwei Frauen reisen, die man unter allen Umständen sofort wiedererkennen wird.«

»Das ist wahr«, sagte er unbefangen, »daran hatte ich nicht gedacht.«

»Was ist da zu tun?«

Dona Angela fing an zu lachen: »Da sind Sie ja wegen einer Kleinigkeit in einer argen Klemme, meine Herren. Der ehrwürdige Vater hat ja eben selbst gesagt, dass sein priesterliches Kleid der beste Schutz sein wird, der überall geachtet ist.«

»Das ist wahr«, bestätigte der Missionar.

»Nun, das ist doch sehr einfach. Kann ich und meine Zofe nicht ein Novizenkleid anlegen, unter welchem wir so gut verborgen sein werden, dass uns niemand erkennen kann?«

Pater Seraphin schien sich eine Zeit lang zu bedenken. »Ich wüsste nichts Erhebliches dagegen einzuwenden«, sagte er endlich. »Bei dieser Gelegenheit wäre es zu entschuldigen, weil es zu einem guten Zweck geschieht.«

»Wo finden wir aber die notwendige Kleidung?«, wandte der Graf halb ernst, halb lachend ein. »Ich muss bekennen, dass in meinem Lager dergleichen nicht vorrätig ist.«

»Das werde ich besorgen«, sagte Valentin. »Ich schicke einen zuverlässigen Mann nach la Magdalena, der in höchstens einer Stunde wieder da sein wird. Während der Zeit kann Dona Angela die Vorbereitungen zu ihrer Abreise treffen.«

Niemand hatte etwas einzuwenden, und die Männer ließen das junge Mädchen allein.

Nach kaum einer Stunde stiegen Dona Angela und Violanta, in die Mönchskleidung gehüllt, welche Don Cornelio im Pueblo gekauft hatte, und das Gesicht unter breitkrepmpigen Hüten verborgen, auf ihre Pferde, nachdem sie einen herzlichen Abschied von ihren Freunden genommen hatten, und verließen das Lager in Begleitung des Paters Seraphin.

Violanta und Don Cornelio wechselten bei der Trennung einen Blick, der Don Louis und Valentin sehr aufgefallen sein würde, wenn sie ihn bemerkt hätten.

»Ich bin nicht ohne Sorge«, murmelte Don Louis und schüttelte

traurig den Kopf. »Ein Priester ist in der gegenwärtigen Zeit ein sehr schwacher Schutz.«

»Beruhige dich«, antwortete Valentin, »dem habe ich vorgesorgt.«

»Du denkst immer an alles, Bruder.«

»Ist es nicht meine Pflicht? Jetzt müssen wir an uns denken. Die Nacht wird bald hereinbrechen, wir müssen die nötigen Vorsichtsmaßnahmen treffen, um nicht überfallen zu werden.«

»Du weißt, dass ich außer den wenigen Worten, die mir Curumilla gesagt hat, noch nichts Näheres über die Sache weiß.«

»Es würde zu weit führen, jetzt näher darauf einzugehen, Bruder, denn wir haben kaum die nötige Zeit, um zu handeln.«

»Hast du einen bestimmten Plan?«

»Gewiss, und wenn er gelingt, so kann ich dir versichern, dass sich die Leute, die uns überfallen wollen, stark wundern werden.«

»Nun, ich verlasse mich um so lieber auf dich als, wir uns bereits lange genug in la Magdalena aufhalten und ich meinen Marsch zu beschleunigen wünsche.«

»Gut. Willst du fünfzig Abenteurer zu meiner Verfügung stellen?«

»Nimm so viel, wie du willst.«

»Ich brauche nicht mehr als fünfzig entschlossene und mit der Kriegsführung in der Wildnis vertraute Männer. Ich werde mich deshalb an den Capitain Laville wenden und ihm auftragen, mit unter den Leuten, die er von Guetzalli mitgebracht hat, fünfzig der erfahrensten und zuverlässigsten Leute auszuwählen.«

»Tu das, mein Freund. Ich werde unterdessen das Lager bewachen und die Patrouillen verdoppeln.«

»Das ist eine Anweisung, die wenigstens nicht schaden kann. Lebe wohl, bis morgen.«

»Lebe wohl.«

Sie trennten sich.

Don Louis kehrte in sein Zelt zurück.

In dem Augenblick, wo sich Valentin dem Jacal des Capitains de Laville näherte, erblickte er Don Cornelio, der mit scheinbar sorgloser Miene das Lager verließ. Er folgte ihm unwillkürlich mit den Augen. Nach einer Weile verschwand er hinter etlichen Bäumen, dann sah er ihn plötzlich wieder herauskommen. Aber dieses Mal zu Pferde und er jagte mit verhängtem Zügel in die Richtung des Pueblo davon.

»Oho!«, murmelte Valentin nachdenklich, »was kann denn Don Cornelio so Eiliges in la Magdalena zu tun haben? Ich werde ihn fragen.«

Kurze Zeit später trat er in den Jacal, wo er den Capitain antraf und sofort anfang, mit diesem den Plan zu besprechen, den er entworfen hatte, um den beabsichtigten Überfall der Mexikaner zu vereiteln. Da uns dieser später vorgeführt werden soll, gehen wir nicht näher darauf ein, sondern wollen vielmehr zum Pater Seraphin und Dona Angela zurückkehren.

Kapitel 5 **La Quebrada del Coyote**

Die Natur nimmt in Amerika, ganz besonderes des Abends ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang einen großartigen Charakter an.

Die Bäume scheinen sich in der ersten Dämmerung der Nacht zu riesenhafter Größe auszudehnen, die belebte Stille der Einöde erscheint geheimnisvoller, und der Mensch empfindet unwillkürlich ein Gefühl ehrerbietiger Scheu, die sein Herz beklemmt und ihn mit bangen Ahnungen erfüllt.

Die Fluten des Stromes murmeln dumpf, die Nachtvögel durchheilen schwerfällig die Luft mit unheimlichem Geschwirr, und die Raubtiere, die in ihren verborgenen Höhlen erwachen, begrüßen die Dunkelheit mit freudigem Geheul, denn während der Nacht sind sie die unumschränkten Fürsten der Wildnis, da die wirksamste Waffe des Menschen, sein Blick, ihm benommen

ist.

Pater Seraphin ritt mit den jungen Mädchen zum Abhang eines hohen Berges, dessen bewaldete Seitenwände sich in die düsteren Tiefen der Barrancas verloren.

Die Reisenden hatten, seitdem sie das Lager verließen, noch nicht haltgemacht.

Sie verfolgten einen schmalen Pfad, den die Maultiere sich gebahnt hatten und der in tausend Windungen am Abhang des Berges verlief.

Der Pfad war so schmal, dass zwei Pferde nur mit Mühe nebeneinander schreiten konnten. Die Pferde traten aber so sicher auf, dass sie ihren Weg ohne zu zaudern oder zu straucheln fortsetzten und ungefährdet da vorüberschritten, wo sich kein anderes Tier hingewagt haben würde.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, am unwölkten Himmel ließ sich kein Stern blicken, dichte Finsternis herrschte überall, was unter gegenwärtigen Umständen für die Reisenden fast ein Glück war. Denn wenn sie hätten sehen können, wie sie in beträchtlicher Höhe gewissermaßen in der Luft schwebten, wäre ihnen der Mut vielleicht vergangen und sie hätten sich unwillkürlich von Schwindel ergriffen gefühlt.

Pater Seraphin und Dona Angela ritten, wie schon gesagt, nebeneinander. Violanta folgte ihnen auf wenige Schritt Entfernung.

»Mein Vater«, sagte das junge Mädchen, »wir reiten bereits seit sechs Stunden und ich fange an, müde zu werden. Werden wir nicht bald anhalten?«

»Ja, mein Kind, in ungefähr einer Stunde. Wir werden sehr bald diesen Pfad verlassen, um eine Schlucht zu erreichen, welche La Quebrada del Coyote heißt. Haben wir diese Schlucht durchquert, so werden wir in einem bescheidenen Haus übernachten, welches kaum zwei Stunden entfernt davon ist.«

»Wir werden die Schlucht del Coyote durchwandern, mein Vater, wir sind also auf der Straße nach Hermosillo?«

»Allerdings, mein Kind.«

»Ist es nicht unvorsichtig, eine Straße einzuschlagen, welche durch die Truppen meines Vaters besetzt ist?«

»Mein Kind«, erwiderte der Missionar sanft, »ein kluger Mann muss häufig viel wagen, um desto größere Sicherheit zu erlangen. Wir sind nicht allein auf der Straße nach Hermosillo, sondern jene Stadt ist sogar das Ziel unserer Reise.«

»Wie? Hermosillo?«

»Ja, mein Kind. Es ist meiner Meinung nach der einzige Ort, wo Sie vor den Nachforschungen Ihres Vaters vollkommen sicher sein werden. Denn sicherlich wird es ihm nicht einfallen, Sie dort zu suchen. Und er wird sich nicht träumen lassen, dass Sie ihm so nahe sind.«

»Das ist wahr«, sagte sie nach kurzem Bedenken, »es ist ein kühner Gedanke, der gerade deshalb gelingen wird. Ich glaube allerdings, dass Hermosillo der einzige Ort ist, wo ich die Nachstellungen derjenigen, die sich meiner bemächtigen wollen, nicht zu fürchten habe.«

»Ich werde übrigens Sorge tragen, dass diejenigen, deren Obhut ich Sie übergehe, sich Ihrer besonders annehmen. Der größeren Sicherheit wegen werde ich Sie so wenig wie möglich allein lassen.«

»Ich bin Ihnen dankbar dafür, mein Vater, denn ich werde mich sehr einsam und verlassen fühlen.«

»Fassen Sie Mut, mein Kind, ich habe Vertrauen zu Don Louis, und der Himmel wird sein Unternehmen beschützen, denn das Werk, welches er beginnt, ist groß und edel. Gilt es doch ein ganzes Land zu befreien.«

»Es freut mich, Sie so reden zu hören, da kann ich Ihnen versichern, mein Vater: Der Graf von Prèbois-Crancé wird vielleicht scheitern, dann stirbt er aber den Tod eines Helden und Märtyrers.«

»Ja, der Graf ist ein außergewöhnlicher Mensch und ich glaube mit Ihnen, mein Kind, dass, wenn ihm seine Zeitgenossen auch

keine Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten, ihn die Nachwelt doch auf keinen Fall mit jenen sitten- und gewissenlosen Frei-
beutern auf eine Stufe stellen wird, die nur nach dem Erwerb des
Goldes trachten, und die, welchen Namen sie sich auch geben, in
der Tat doch nur Straßenräuber sind. Hier erweitert sich aber der
Weg, bald werden wir die Schlucht betreten. Dieselbe steht in
der Gegend in keinem besonderen Ruf. Halten Sie sich daher
dicht bei mir. Zwar glaube ich nicht, dass wir etwas zu fürchten
haben, doch kann Vorsicht niemals schaden.«

In der Tat erweiterte sich plötzlich der Pfad, wie es der Missio-
nar vorhergesagt hatte. Die beiden Seitenwände des Berges, die
sich allmählich verengt hatten, bildeten nun zwei parallel laufen-
de Steilwände, die kaum sechzig Fuß voneinander entfernt wa-
ren. Es war der schmale Pass, welchen man La Quebrada del Co-
yote nannte. Derselbe war ungefähr eine halbe Stunde lang,
dann verbreiterte er sich plötzlich und mündete auf ein weitläu-
figes Chaparral, das mit niedrigem Gebüsch und Dahlienfeldern
bedeckt war. Rechts und links flachten die Berge ab und verein-
igten sich ungefähr achtzig Stunden weiter zum zweiten Mal.

In dem Augenblick, in welchem die Reisenden die Schlucht be-
traten, kam der Mond hinter den Wolken, die ihn verhüllt hat-
ten, hervor und erleuchtete den gefährlichen Ort mit seinem blei-
chen Licht.

So schwach das Licht auch war, diente es den Reisenden doch
dazu, sich zu orientieren und einen Blick auf ihre Umgebung zu
werfen.

Sie trieben ihre ermüdeten Pferde an, um das Ende des düste-
ren Passes, den sie betreten hatten, um so schneller zu erreichen.

Sie mochten ungefähr zehn Minuten weiter geritten sein und
hatten bereits die Mitte der Schlucht erreicht, als sich plötzlich
das Gewieher eines Pferdes vernehmen ließ.

»Es sind Reisende hinter uns«, sagte der Missionar mit gerun-
zelter Stirn.

»Und zwar sehr eilige Reisende, wie es scheint«, antwortete

Dona Angela. »Hören Sie ...«

Sie hielten an, um zu lauschen. Sie hörten deutlich den Hufschlag mehrerer rasch dahinjagender Pferde.

»Was mögen das für Leute sein?«, murmelte der Missionar in sich hinein.

»Reisende, wie wir, vermute ich.«

»Nein«, antwortete Pater Seraphin, »Reisende würden nicht mit solcher Eile dahinjagen, es sind Menschen, welche jemanden verfolgen. Wahrscheinlich uns.«

»Das ist nicht wahrscheinlich, mein Vater, es weiß niemand von unserer Reise.«

»Der Verrat hat Luchsaugen und die Ohren des Opossum, liebes Kind. Er wacht beständig. Es spricht sich alles herum, und sobald zwei Menschen ein Geheimnis kennen, hat es aufgehört, ein solches zu sein. Aber die Zeit drängt, wir müssen einen Entschluss fassen.«

»Wenn es Feinde sind, so sind wir verloren«, rief Dona Angela erschrocken aus. »Wir haben von niemandem Hilfe zu erwarten.«

»Die Vorsehung wacht, mein Kind. Vertrauen Sie ihr, sie wird uns nicht verlassen.«

Der rasche Tritt der Pferde kam immer näher und dröhnte donnerartig durch die Schlucht.

Der Missionar richtete sich auf, seine Züge nahmen plötzlich einen energischen Ausdruck an, den man hinter der gewöhnlichen Sanftmut kaum für möglich gehalten haben würde. Seine sonst so einnehmende wohlklingende Stimme nahm einen strengen, beinahe harten Ton an.

»Treten Sie hinter mich und beten Sie«, sagte er, »denn, wenn mich nicht alles täuscht, wird es einen gefährlichen Zusammenstoß geben.«

Die beiden Frauen gehorchten fast unbewusst, Dona Angela glaubte sich schon verloren. Allein mit dem armen Priester war jeder Widerstand unmöglich.

Der Missionar nahm die Zügel seines Pferdes in die Linke, befestigte sie am Sattelknopf und erwartete den Zusammenstoß, mit dem Gesicht gegen die Ankommenden gewendet.

Er brauchte nicht lange zu warten. Nach ungefähr zehn Minuten erschienen zehn Reiter, die mit verhängtem Zügel herankamen.

Sie blieben zwanzig Schritt vor den Reisenden plötzlich stehen, dass es schien, als ob ihre Pferde im Boden wurzelten.

Soviel man sehen konnte, trugen die Männer die Kleidung der reichen Mexikaner, ihr Gesicht war mit einem schwarzen Schleier verhängen.

Es war kein Zweifel mehr möglich, die unheimlichen Reiter hatten es wirklich auf unsere Reisenden abgesehen.

Es entstand eine feierliche Stille, welche der Missionar endlich zu brechen beschloss.

»Was wollen Sie, meine Herren?«, fragte er in lautem, entschlossenem Tone, »und warum verfolgen Sie uns?«

»Oho!«, erwiderte eine spöttische Stimme, »die Taube redet ja im Ton des Hahnes. Wir haben keineswegs die Absicht, Ihnen zu schaden, Señor Padre, wir wollen Ihnen nur den Dienst erweisen, Ihnen die Fürsorge für die beiden lieblichen Mädlein abzunehmen, die Sie so verstohlenerweise entführen.«

»Reiten Sie einfach weiter, meine Herren, und kümmern Sie sich nicht um Dinge, welche Sie nichts angehen.«

»Nun, nun, Señor Padre«, fuhr der erste Sprecher fort, »ergeben Sie sich gutwillig, denn wir möchten nicht gern die Achtung vergessen, welche wir Ihnen schuldig sind. Jeder Widerstand ist Ihnen unmöglich, denn wir sind zehn gegen einen. Außerdem sind Sie ja auch ein Mann des Friedens.«

»Ihr seid Elende!«, antwortete der Missionar, »entfernt Euch. Genug der Spöttei, lasst mich meinen Weg ruhig fortsetzen.«

»Nicht doch, Señor Padre, Ihr müsst Euch schon entschließen, uns Ihre beiden Begleiterinnen zu überlassen.«

»Aha! Steht es so? Nun wohlan, so lasst uns kämpfen. Ihr habt

Euch in Bezug auf mich getäuscht, wie mir scheint. Ich bin allerdings ein Missionar und ein Mann des Friedens, doch scheint Ihr vergessen zu haben, dass ich auch Franzose bin. Lasst Euch also versichern, dass ich nicht zulassen werde, dass meinen Begleitern in irgendeiner Weise rücksichtslos begegnet werde, und wäre Eure Zahl auch zweimal größer. Die beiden Personen hat Gott meinem Schutz befohlen.«

»Womit denkt Ihr denn diese zu verteidigen, mein Herr Franzose?«, fragte der Fremde hohnlachend.

»Hiermit«, versetzte der Missionar kaltblütig, indem er zwei Pistolen aus den Satteltaschen zog und sie entschlossen spannte.

Die Räuber waren unwillkürlich zweifelhaft. Die Tat des Missionars war so entschieden, der Ton seiner Stimme so fest und seine Haltung so unerschrocken, dass sie unwillkürlich erbebten, denn sie sahen ein, dass sie es mit einem beherzten Mann zu tun hätten, der lieber sterben, als einen Fußbreit weichen würde.

Die Mexikaner kennen nicht viel Dinge, vor welchen sie Achtung hegen. Doch müssen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, dass das priesterliche Kleid von ihnen tief verehrt wird.

Pater Seraphin war nicht einer jener Missionare, deren es leider etliche gibt, besonders unter den Priestern von Süd- und Nordamerika. Der Ruf seiner Tugend und Frömmigkeit war an der mexikanischen Grenze bedeutend. Es war schon verwegen, ihn sowohl zu verletzen als auch ihm mit dem Tod zu drohen.

Die Fremden waren aber zu weit gegangen, um einzulenken.

»Nehmt Vernunft an Padre«, rief der erste Sprecher aus, »und unternehmt keinen unmöglichen Widerstand, wir müssen um jeden Preis jene Frauen mit uns nehmen.«

Bei diesen Worten trat er vor, als wolle er seiner Rede die Tat folgen lassen.

»Halt! Noch einen Schritt und Ihr seid tot! Das Leben zweier Menschen liegt in meiner Hand.«

»Und in der meinen noch zwei!«, rief eine raue Stimme, worauf

plötzlich ein Mann aus dem Dickicht sprang und mit der Behändigkeit eines Tigers herbeieilte, um sich entschlossen an die Seite des Missionars zu stellen.

»Curumilla!«, rief Letzterer aus.

»Ja«, antwortete der Häuptling, »ich bin es, nur Mut gefasst! Unsere Freunde sind nicht weit.«

In der Tat hörte man in der Ferne ein dumpfes Geräusch, welches immer deutlicher wurde. Die Unbekannten waren bisher in ihrer Unterhandlung mit dem Missionar so vertieft gewesen, dass sie nicht darauf geachtet hatten.

Die Situation verwickelte sich. Pater Seraphin sah ein, dass er, solange kein Schuss gefallen wäre, das Feld unbedingt behaupten würde, denn aus den Worten Curumillas schloss er mit Gewissheit, dass bald Hilfe da sein würde. Sein Entschluss war alsbald gefasst, hier galt es nur Zeit zu gewinnen und das zu erreichen bemühte er sich.

»Hören Sie, meine Herren«, sagte er, »ich bin, wie Sie sehen, nicht mehr allein. Gott hat mir einen wackeren Beistand geschickt, meine Lage ist daher nicht mehr so verzweifelt, wollen wir unsere gegenwärtige Situation abwägen?«

»Abwägen!«

»Ja.«

»Fassen Sie sich kurz.«

»Ich werde mich diesbezüglich beflleißigen. Aus der Art und Weise, wie Ihr mir entgegengetreten seid, schließe ich, dass Ihr wahrscheinlich Saltadores seid. Wohlan hören Sie mich an. Sie scheinen zu glauben, dass Sie mich in Ihrer Gewalt haben. Sein Sie aber nicht zu vermessen, stellen Sie Ihre Forderung nicht zu hoch, sondern bedenken Sie, dass ich ein armer Missionar bin, dessen ganze Habe den Armen gehört. Wie viel verlangen Sie von mir als Lösegeld, ich bin zu jedem Opfer bereit, das sich mit meiner Stellung verträgt.«

Der Pater Seraphin hätte noch lange reden können, ohne dass die Unbekannten darauf gehört hätten. Sie waren auf das ent-

fernte Geräusch aufmerksam geworden und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Teufel!«, rief der frühere Wortführer aus, »der Unhold hat uns zum Besten!«

Bei diesen Worten drückte er die Sporen in die Weichen seines Pferdes. Doch statt vorwärts zu eilen, bäumte sich das edle Tier vor Schmerz wiehernd fast senkrecht in die Höhe und brach dann zusammen.

Curumilla hatte demselben mit der Schneide seiner Machete die Kniegelenke durchschnitten. Nach dieser Heldentat stieß der Indianer einen lauten Hilferuf aus, der durch ein gewaltiges Hurra beantwortet wurde.

Das Eis war gebrochen und die Räuber drangen mit wildem Geheul auf die Reisenden ein. Der Missionar feuerte seine Pistolen ab, mehr in der Absicht, seine Freunde zur Eile anzutreiben, als einen Menschen zu töten. Man konnte es leicht an dem Umstand erkennen, dass niemand fiel, obgleich die Entfernung so gering war, dass man sein Ziel fast nicht verfehlen konnte.

Im selben Augenblick eilten fünf bis sechs Reiter herbei und brausten wie ein Sturmwind auf die Unbekannten zu. Es entstand ein furchtbares Handgemenge und von allen Seiten hörte man die Kugeln pfeifen.

Der Missionar war vom Pferd gestiegen, hatte die Frauen veranlasst, ein Gleiches zu tun und sie dann etwas abseits geführt, um sie vor den Kugeln zu schützen.

Der Kampf währte aber nicht lange. Nach ungefähr fünf Minuten flohen die Räuber mit der größten Eile und die Neuankömmlinge verfolgten sie eifrig, während vier Leichen auf dem Kampfplatz blieben.

Doch gaben die Reiter nach kurzer Zeit die Verfolgung auf, welche sie als fruchtlos erkannten, und kehrten zurück, um sich dem Missionar zuzugesellen.

Letzterer, welcher den ungerechten Angriff, den man gegen ihn unternommen, bereits vergessen hatte, war bemüht, den un-

glücklichen Opfern des Hinterhaltes, den sie selbst hatten ausführen helfen, beizustehen. Er wandelte fromm von dem einen zum anderen, um sich zu überzeugen, dass die Hilfe noch nicht zu spät komme.

Drei waren tot, der Vierte röchelte und wand sich mit dumpfem Stöhnen in den letzten Zuckungen des Todeskampfes.

Der Missionar entfernte den Schleier, der sein Gesicht bedeckte, und stieß einen Ausruf der Überraschung aus, als er ihn erkannte.

Bei diesem Ausruf öffnete der Sterbende die Augen und heftete seinen starren Blick auf Pater Seraphin.

»Ja ich bin es«, sagte er mit erstickter Stimme, »mir geschieht, wie ich es verdient habe.«

»Unglücklicher!«, antwortete der Missionar, »hältst du so dein Versprechen?«

»Ich habe es versucht«, versetzte jener. »Vor wenigen Tagen habe ich denjenigen gerettet, den Sie mir empfohlen hatten, mein Vater.«

»Und hast dafür mich, der dir das Leben gerettet hat, töten wollen«, erwiderte der Missionar.

Der Verwundete machte eine heftig verneinende Bewegung. »Nein«, sagte er, »nimmermehr! Es gibt in dieser Welt im Voraus verdammte Menschen. El Buitre ist ein elender Räuber gewesen und stirbt, wie er gelebt hat, das ist in Ordnung. Lebt wohl Vater! Ja, Ihren Freund, den Jäger, habe ich gerettet ... ah, ah!«

Bei diesen Worten hatte sich der Unglückliche aufgerichtet, plötzlich erfasste ihn ein Krampf und er rollte auf die Erde.

Er war tot.

Der Missionar kniete neben ihm nieder und betete.

Die Anwesenden fühlten sich unwillkürlich ergriffen, sie entblößten ehrerbietig ihr Haupt und blieben schweigend neben ihm stehen.

Plötzlich ließen sich Schüsse und Geschrei vernehmen und eine zahlreiche Truppe Reiter erreichte die Schlucht in vollem Lauf.

»Zu den Waffen!«, riefen die Anwesenden und schwangen sich eiligst in den Sattel.

»Halt!«, sagte Curumilla, »es sind Freunde.«

Kapitel 6 **Der Hinterhalt**

Wir bedienen uns des Vorrechtes eines Romanschreibers, um einige Schritte zurückzugehen und uns zu Don Cornelio zu wenden, welchem Valentin so überrascht nachblickte, als er ihn so unvermutet das Lager verlassen sah.

Wir schicken einige Worte über Don Cornelio den fröhlichen sorglosen Edelmann voraus, der wie wir im ersten Teil unserer Erzählung gesehen haben, eine so große Leidenschaft für die Musik im Allgemeinen und die Romanze del Rey Rodrigo im Besonderen empfand.

Don Cornelio war gegenwärtig sehr verändert. Er sang nicht mehr, ließ nicht mehr die Saiten der Jarabé unter seinen kunstfertigen Fingern ertönen. Eine tiefe Falte hatte sich in seine Stirn gegraben, seine Wangen waren blass und seine Stirn war fortwährend von düsteren Gedanken umwölkt.

Was war denn geschehen? Was war die Ursache der Verwandlung der Gemütsart des Spaniers?

Der Grund ist nicht schwer zu erraten. Don Cornelio liebte Dona Angela, liebte sie glühend, wenn auch nicht mit dem Feuer einer wahren aufrichtigen Liebe, denn es mischte sich noch ein anderes Gefühl in seine Leidenschaft, das zwar weniger edel, aber vielleicht nur um desto heftiger war und sich verstohlen zugleich mit der Liebe in das Herz des Spaniers eingeschlichen hatte.

Jenes Gefühl war die Habsucht.

Wir haben bereits früher erwähnt, dass Don Cornelio eine fixe Idee hatte. Diese hatte ihn aus Spanien nach Amerika gelockt. Der Edelmann wollte durch eine Heirat mit einer jungen, schö-

nen, besonders aber reichen Frau sein Glück begründen.

Eine fixe Idee ist heftiger als eine Leidenschaft oder Monomanie, denn es ist der erste Grad des Wahnsinns.

Don Cornelio hatte sich bei seinen Bewerbungen um reiche Amerikanerinnen häufig getäuscht gesehen. Er konnte sie zwar nicht durch Glanz und Pracht blenden, denn er war arm wie Hiob, kläglichen Andenkens, dafür hoffte er durch seine persönlichen Vorzüge, nämlich seinen Geist und seine Schönheit zu siegen. Sein Zusammentreffen mit Dona Angela hatte sein Schicksal entschieden. In der Überzeugung, dass ihn das junge Mädchen liebe, hatte er sich zu einer unbegrenzten Leidenschaft hinreißen lassen, wie sie ein Verzweifelter empfindet, für welchen es kein anderes Mittel zum Heil mehr gibt.

Als er seinen Irrtum erkannte, war es zu spät.

Wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, dass der wackere Edelmann eifrig bemüht war, eine so hoffnungslose Leidenschaft aus seinem Herzen zu verbannen. Unglücklicherweise blieben seine Bestrebungen erfolglos, und wie es stets in solchen Fällen zu gehen pflegt, vergaß er alles, was er Don Louis schuldig war, der ihn aus der Armut gezogen, ja sein Leben gerettet hatte. Er hegte einen stillen Hass gegen den Grafen, der um so hartnäckiger war, als er ihn nicht äußern durfte, sondern in sich verschließen musste. Einen Teil jenes Hasses trug er auch auf Dona Angela über, obwohl das junge Mädchen und der Graf bei der Sache nur die unschuldigen Werkzeuge waren, deren sich das Schicksal bediente, um ihn zu verfolgen.

Don Cornelio entwarf mit beispielloser Geduld und Verstellung einen Racheplan gegen die beiden Wesen, die ihm nur Gutes erwiesen hatten, und lauerte mit der Hinterlist eines Raubtieres auf eine Gelegenheit, sie zu verderben.

Jene Gelegenheit war in einem Land, wo die Falschheit an der Tagesordnung ist, den Grund aller Berechnungen bildet und ihren Einfluss auf jede Handlung, welche es auch sein mochte, übertrug, nicht schwer zu finden.

Don Cornelio hatte sich mit den Feinden des Grafen in Verbindung gesetzt und ihnen die Geheimnisse verraten, die Ersterer in seiner Gegenwart aussprach. Er hatte seine Anweisungen so getroffen, dass seine beiden Feinde in eine Falle geraten mussten, aus der sie nicht entkommen konnten und sich in einem Netz verfangen sollten, aus dem es keine Rettung gab.

Nachdem wir den Leser mit der Gesinnung Don Cornelios vertraut gemacht, wollen wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Es war dem Spanier gelungen, die Zofe Dona Angelas für sich zu gewinnen. Violanta verriet ihre Herrin zugunsten Don Cornelios, von welchem sie sich geliebt glaubte, und der ihr Hoffnung gegeben hatte, sie künftig zu heiraten.

Durch die Geschwätzigkeit der Zofe, welche nicht versäumt hatte, zu horchen, erfuhr der Spanier, was im Jacal zwischen dem Grafen, dem Pater Seraphin und dem jungen Mädchen verhandelt worden war. Als er später den Befehl erhielt, nach La Magdalena zu gehen, um Mönchskleider zu kaufen, war seine Unschlüssigkeit plötzlich verschwunden und er beschloss, ohne Zeitverlust zu handeln.

Die Mexikaner wollten auf seinen Rat noch am selben Abend versuchen, das Lager zu überfallen. Folglich wusste er, wo sie zu finden waren. Er benutzte daher einen Augenblick, wo jedermann zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um zu beobachten, was andere trieben, um sich unbemerkt fortzustehlen. Unter dem Anschein, einen Spaziergang zu machen, erreichte er das Dickicht, wo ein Pferd bereitstand, schwang sich in den Sattel und sprengte mit verhängtem Zügel in die Ebene hinaus, nachdem er sich durch einen spähenden Blick überzeugt hatte, dass ihn niemand beobachtete.

Er ritt mehrere Stunden auf diese Weise weiter und schien keine bestimmte Richtung einzuschlagen, sondern nahm seinen Weg querfeldein, ohne sich um die Hindernisse zu kümmern oder seinen Schritt zu mäßigen.

Nach und nach nahmen seine anfangs düsteren Gedanken eine

andere Richtung. Er befestigte die Zügel an seinem Sattelknopf und ließ zum ersten Mal nach langer Zeit seine Finger über die klingenden Saiten seiner Jarabé gleiten, welche er stets über der Schulter trug. Er folgte unwillkürlich dem Eindruck, den die Umgebung auf ihn machte, und fing erst leise an zu trällern, worauf er, ohne es selbst zu bemerken, folgende Strophe sang, die mit seiner eigenen Lage einigermaßen übereinstimmte:

»Angebetete Feindin, Spaniens zweite Helena, ach, wäre ich blind geboren, oder besäßeest du keine Schönheit! Wehe dem Tage und dem Sterne, unter welchem ich geboren wurde! Hätte mich die Mutter, die mich säugte, lieber getötet, so würde ich ...«

»Zum Teufel mit der Eule, die zu dieser Zeit krächzt!«, rief eine raue Stimme, den Sänger unterbrechend. »Hat man je eine schrecklichere Katzenmusik gehört?«

Don Cornelio blickte sich um, es war finstere Nacht. Trotzdem erkannte er einen langen dünnen Mann mit herausfordernder Miene und gespitztem Schnurrbart, der ihn spöttisch betrachtete und sich auf seinen gewaltigen Degen stützte.

»Oho!«, sagte Don Cornelio, ohne aus der Fassung zu kommen, »seid Ihr es, Capitain? Was tut Ihr denn da?«

»Ich warte auf Euch, Christo!«

»Nun, hier bin ich.«

»Das trifft sich gut. Wann brechen wir auf?«

»Es hat sich etwas geändert.«

»Wie?«

»Bringt mich erst in Eurem Lager, dann will ich Euch alles erklären.«

»Kommt.«

Don Cornelio folgte ihm.

Jener Capitain, welchen der Leser wahrscheinlich bereits erkannt hat, war der alte Soldat aus dem Befreiungskrieg, welchen wir bereits das Vergnügen hatten, unter dem Namen des Don Isidro de Vargas vorzuführen. Es war der Ratgeber und böse Dä-

mon des Generals Guerrero, welchem er anhing wie die Klinge dem Griff.

Der Spanier zog sein Pferd beim Zügel nach, betrat eine geräumige Lichtung, in welcher ein Dutzend Feuer brannten, die von ungefähr hundert düster blickenden Männern in bunt zusammengewürfelter Kleidung umgeben waren, welche aber alle gute Waffen führten.

Jene Räuber, deren verwilderter Anblick einen Maler entzückt haben würde, waren beim flackernden Schein des Feuers damit beschäftigt, zu spielen, zu trinken, zu streiten und schienen sich um die Ankunft Don Cornelios wenig zu kümmern.

Letzterer konnte sich bei ihrem Anblick einer Gebärde des Abscheus nicht enthalten. Er pflockte sein Pferd neben denen der Räuber an und kehrte zum Capitain zurück, der sich bereits am Feuer niedergelassen hatte, was eigens für ihn bestimmt zu sein schien, denn keiner der Kameraden, die anzuführen er die Ehre hatte, leistete ihm Gesellschaft.

»Nun lassen Sie mal hören«, sagte der Capitain, sobald er sah, dass sein Gast behaglich neben ihm saß.

»Was ich zu sagen habe, wird bald geschehen sein.«

»Lasst endlich hören!«

»Die Sache ist in der Kürze folgende: Das Unternehmen, was wir heute Abend beabsichtigten, muss unterbleiben, denn der Vogel ist ausgeflogen.«

Der Capitain stieß seiner Gewohnheit gemäß, wenn ihn irgend etwas aufregte, einen gewaltigen Fluch aus.

»Nur Geduld«, fuhr der Spanier fort, »hört erst, was geschehen ist.« Hierauf erzählte er, auf welche Weise Pater Seraphin das Lager in Begleitung des jungen Mädchens verlassen hatte.

Bei diesen Worten heiterte sich die Miene des ehrenwerten Capitains wieder auf.

»Nun«, sagte er, »das ist ja schön. Was gedenkt Ihr zu tun?«

»Gebt mir El Buitre und zehn entschlossene Mann, der Priester muss durchaus la Quebrada del Coyote passieren. Dort ange-

langt, denke ich bald mit ihm fertig zu werden.«

»Was werde ich unterdessen tun?«

»Ihr? Was Ihr wollt!«

»Mil Rayos! Da ich einmal hier bin, so bleibe ich hier. Morgen will ich mit Anbruch des Tages das Lager abbrechen, und nachdem ich einige Kundschafter vorausgeschickt habe, wieder zu dem General nach Urès gehen.«

»Ist der gegenwärtig in Urès?«

»Ja, vorläufig.«

»Gut! Ich werde Euch dorthin mit meinen Gefangenen nachkommen.«

»Abgemacht.«

»Jetzt wollen wir uns beeilen, denn ich muss gleich aufbrechen.«

Der Capitain stand auf. Während Don Cornelio seinen Satteltgurt fester schnallte, gab er den Befehl, dass sich zehn Mann, unter welchen natürlich El Buitre nicht fehlen durfte, zu einem Streifzug vorbereiten sollten.

Zehn Minuten später verließ die kleine Truppe die Lichtung unter der Führung des Spaniers und folgte die Spur des Missionars.

Der Leser hat bereits erfahren, wie es in der Schlucht zugegangen ist. Diese war kaum zwei Stunden von dem Ort entfernt, wo die Räuber auf der Lauer lagen. Wir verlassen also Don Cornelio, um uns weiter mit dem Capitain de Vargas zu beschäftigen.

»Meiner Treu«, sagte der Capitain zu sich selbst, sobald ihn der Spanier verlassen hatte. »Es ist mir lieber, dass es so gekommen ist, denn mit jenen verteufelten Franzosen ist nichts als Schläge zu holen. Jetzt sind wir ruhig für den Rest der Nacht und wollen uns schlafen legen.«

Der Capitain war keineswegs so sicher, wie er meinte, und sollte keine sehr ruhige Nacht verbringen.

Valentin hatte, als sie das Lager verließen, seinen Gefährten mitgeteilt, was er zu unternehmen gedachte, und ihnen nahege-

legt, auf indianische Weise, nämlich mit Hinterlist zu handeln. Als sie in den Schatten des Waldes traten, in welchem sich der Capitain de Vargas mit seinen Leuten versteckt hielt, hörten die Franzosen den Hufschlag von Pferden. Die unter dem Befehl des Spaniers stehenden Räuber stahlen sich geräuschlos wie Schatten an ihnen vorüber. Da der Jäger nicht wünschte, die Ausführung seines Planes verzögert zu sehen und sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, statt der erhofften Beute einen Schatten einzufangen, begnügte er sich, der geheimnisvollen Erscheinung einen intelligenten Mann nachzusenden, der sich überzeugen sollte, was sie zu bedeuten habe. Die Franzosen stiegen unterdessen von den Pferden und schlichen sich, auf Händen und Füßen kriechend, in den Wald.

Nichts war leichter, als die Mexikaner zu überfallen.

Diese hielten sich für so sicher, dass sie sogar versäumt hatten, rings um ihr Lager Wachen aufzustellen, um sich für den möglichen Fall der Gefahr durch sie warnen zu lassen.

Sie lagen bunt durcheinander beim Feuer. Die meisten von ihnen schliefen oder befanden sich in jenem halb bewusstlosen Zustand, der dem Schlaf voranzugehen pflegt.

Der Capitain hingegen hatte sich sorgfältig in seinen Mantel gehüllt und war, mit dem Kopf auf dem Sattel ruhend, fest eingeschlafen.

Die Abenteurer gelangten bis in die Mitte der Waldlichtung, ohne ihre Nähe durch das geringste Geräusch verraten zu haben.

Jetzt bemächtigten sie sich, dem erhaltenen Befehl gemäß, der Flinten und Säbel, die neben den Schlafenden lagen, und trugen sie auf einen Haufen zusammen. Dann durchschnitten sie die Seile, mit welchen die Pferde festgebunden waren und jagten sie mit kräftigen Chicotehieben davon.

Bei dem furchtbaren Getöse, das durch die tollen Sprünge der Pferde verursacht wurde, die wiehernd und sich aufbäumend nach allen Richtungen davonsprengten, erwachten die Mexikaner.

Sie blieben eine Weile betroffen, als sie die Abenteurer erblickten, welche sie mit angelegtem Gewehr auf allen Seiten umstanden.

Unwillkürlich suchten sie ihre Waffen und erkannten erst jetzt, dass man sie ihnen genommen hatte.

»Con mil rayos y mil demonios!«, rief der Capitain heftig mit dem Fuß aufstampfend, »wir sind wie Ratten in einer Falle gefangen.«

»Schau!«, sagte Valentin spöttisch lachend, »Señor Don Isidro Vargas ist wohl nicht mehr Majordomo?«

»Und Ihr«, antwortete jener vor Wut lachend, »scheint also nicht mehr Novillos Händler zu sein, Señor Don Valentin?«

»Ja, sehen Sie«, antwortete Letzterer in neckendem Ton, »die Geschäfte gehen eben gar zu schlecht!«

»Nun für Euch scheinen sie nicht so schlecht gegangen zu sein, wie mir scheint.«

»Sie wissen wohl, dass man sich helfen muss, so gut man kann.« Hierauf wandte er sich zu de Laville. »Mein lieber Capitain«, sagte er zu ihm, »alle jene Caballeros haben Reatas. Bedienen Sie sich derselben gefälligst, um sie zu fesseln.«

»Wie, Señor Don Valentin«, sagte der Exmajordomo, »Sie verfahren keineswegs sanft mit uns.«

»Ich! Sie irren, Don Isidro! Es sind nur, wie Sie wissen, im Krieg gewisse Bedingungen zu erfüllen, das ist alles.«

»Was denken Sie mit uns anzufangen?«

»Das werden Sie sehen, ich will Ihnen die Freude der Überraschung nicht rauben. Dabei fällt mir ein, dass ich Sie fragen wollte, wie Ihnen die gegenwärtige gefällt? Ist sie nicht eben so viel wert wie die Überraschung, die Sie uns zugedacht hatten?«

Der Capitain Vargas wusste nicht, was er antworten sollte und begnügte sich, nachdem er sich umgesehen und sich überzeugt hatte, dass es eben so unmöglich war zu fliehen, wie Widerstand zu leisten, mit stillem Groll die Fäuste zu ballen.

In diesem Augenblick kehrte der Mann, welchen Valentin als

Kundschafter ausgeschildet hatte, zurück und sagte ihm einige Worte ins Ohr.

Der Jäger erblasste und warf dem mexikanischen Capitain einen Blick zu, vor welchem dieser plötzlich erzitterte.

Dann wandte er sich zu seinen Leuten und sagte rasch und kurz: »Zehn Mann zu Pferde, schnell! Capitain de Laville, Sie haften mir mit Ihrem Kopf für die Räuber, welche ich in Ihren Händen lasse. Kehren Sie langsam zum Lager zurück, ich werde wahrscheinlich schon unterwegs wieder zu Ihnen stoßen. Der Erste, der es wagt, flüchten zu wollen, wird ohne Gnade niedergeschossen. Haben Sie mich verstanden?«

»Seien Sie unbesorgt, es soll geschehen. Was ist aber denn vorgefallen?«

»Die Räuber, welche wir bei unserer Ankunft bemerkt haben, wollen den Pater Seraphin überfallen.«

»Tod und Teufel! Da müssen wir uns beeilen.«

»Das will ich auch tun. Leben Sie wohl! Wehe Euch Elenden! Wenn dem Missionar nur ein Haar gekrümmt wird, lasse ich Euch alle erschießen«, rief er den bestürzten Räubern zu.

Nach dieser furchtbaren Drohung entfernte er sich, gefolgt von der kleinen Truppe, die ihn begleiten sollte.

Am Eingang der Schlucht traf der Jäger auf die Flüchtlinge und fiel über diese her. Unglücklicherweise bemerkten ihn Letztere zuerst und es gelang Ihnen, sich mit Hinterlassung ihrer Pferde zu retten, indem sie wie Katzen an den fast senkrechten Felswänden emporkletterten.

Statt seine Zeit mit einer fruchtlosen Verfolgung zu verlieren, beeilte sich Valentin, den Missionar aufzusuchen.

»Ach!«, rief dieser aus, als er ihn erblickte, »lieber Freund, teurer Valentin, ohne Curumillas Beistand wären wir verloren!«

»Und Dona Angela?«

»Sie ist Gott Lob gerettet.«

»Ja«, sagte sie, »mithilfe Gottes und jener Caballeros, welche eben zur rechten Zeit kamen, um uns zu beschützen.«

Einer der Fremden trat heran.»Verzeihung, mein Herr«, sagte er in vortrefflichem Französisch, »Sie sind jener französische Jäger Namens Valentin Guillois, von welchem man so häufig hört, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Valentin verwundert.

»Ich heiße Belhumeur, mein Herr.«

»Ich kenne Sie, denn mein Milchbruder hat häufig von Ihnen wie von seinem besten Freund gesprochen.«

»Es freut mich zu hören, dass er sich meiner so freundlich erinnert. Erlauben Sie mir, Ihnen Don Rafaël Garillas de Saavedra vorzustellen.«

Die Männer begrüßten sich und gaben sich die Hand.

»Wir haben uns gegenseitig als beherzte Leute kennengelernt«, bemerkte Valentin.

»Ist es nicht die beste Art und Weise, sich kennenzulernen?«

»Wir dürfen uns nicht länger hier aufhalten«, bemerkte Pater Seraphin.

»Ich kehre mit Ihnen um, Señor Padre«, sagte Don Rafaël. »Es war meine Absicht, mich zum Lager des Grafen zu begeben, doch habe ich ein besseres Mittel entdeckt, ihn zu sehen und zu meinem Freund zu machen.«

»Welches Mittel ist das?«

»Indem ich Dona Angela einen Zufluchtsort in der Hacienda del Milagro anbiete, welche mir gehört.«

»Ja«, sagte der Missionar, »verzeihen Sie mir, Don Rafaël, dass ich nicht daran gedacht habe. Das ist in der Tat der geeignetste Zufluchtsort für die Dame.«

»Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an«, murmelte das junge Mädchen.

Hierauf neigte sie sich zu dem Jäger und flüsterte ihm lächelnd und errötend ins Ohr: »Don Valentin, wollen Sie es übernehmen, einen Auftrag von mir an Don Louis zu überbringen? Es ist nur ein Wort.«

»Nur eines?«, fragte er, »welches?«

»Ewig.«

»Nun«, antwortete er in rauem aber gutmütigem Ton, »ich nehme nicht zurück, was ich gesagt habe: Sie sind ein Engel!«

»Fort! Fort!«, rief sie aus.

»Kommen Sie nicht mit uns, Belhumeur?«, fragte Valentin.

»Gewiss, und zwar um so mehr, als ich mit Don Louis zu sprechen habe.«

»Recht so«, antwortete Don Rafaël, »ich werde mit Adlerkopf und dem schwarzen Hirsch den Missionar begleiten. Señor Don Valentin, wenn Sie zu der Hacienda del Milagro kommen, so können Sie Belhumeur hinführen.«

»Nun, ich will es wahrlich nicht in Abrede stellen«, versetzte Valentin lachend, »und Sie werden mich vielleicht früher dort sehen als Sie meinen.«

»Wenn Sie auch kommen, werden Sie doch stets willkommen sein.«

Nachdem man gegenseitig herzlich Abschied genommen hatte, trennte man sich, und beide Truppen verließen die Schlucht in entgegengesetzten Richtungen.

Kapitel 7 **Der Marsch**

Die Sonne war bereits seit einer Stunde aufgegangen, als Valentin mit seiner kleinen Truppe zu dem Capitain de Laville zurückkehrte, welchen er nebst seinen Gefangenen kaum zwei Stunden von la Magdalena traf.

Die Mexikaner schritten gesenkten Hauptes, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, zwischen zwei Reihen von Reitern, welche das Gewehr schussfertig bereithielten.

Der Capitain ritt mit einem alten mexikanischen Offizier der Truppe einige Schritte voran. Dieser hatte versucht zu fliehen, man hatte ihm daher die Beine unter dem Bauch des Pferdes zusammengebunden.

Zuletzt kamen die Pferde der Gefangenen, welche die Abenteurer mit leichter Mühe wieder eingefangen hatten und welche die Flinten, Lanzen und Säbel ihrer Herren trugen.

Als sich beide Truppen vereinigt hatten, schritt man rascher vorwärts.

Valentin hätte vor Sonnenaufgang wieder im Lager sein können, wenn er gewollt hätte. Es war aber von Wichtigkeit, den Einwohnern von la Magdalena und den aus allen Teilen des Landes zur Feier des Festes herbeigeströmten Fremden zu beweisen, dass das Unternehmen der Franzosen keineswegs so töricht sei, wie sie glaubten oder wenigstens andere glauben machen wollten, indem man sie dem Einzug der Gefangenen beiwohnen ließ.

Der Graf, der durch Curumilla von dem Geschehenen bereits unterrichtet war, beschloss der Sache eine große Wichtigkeit beizulegen und gewissermaßen damit zu prahlen. Er ließ daher die ganze Armee unter die Waffen treten und die Fahne beim Klang der Hörner und Trompeten vor seinem Zelt aufpflanzen, welchen Akt die Abenteurer mit Jubelgeschrei begrüßten.

Die Bewohner von la Magdalena kamen, wie es der Graf vorhergesehen hatte, herbeigeströmt, um dem Schauspiel beizuwohnen, welches man für sie veranstaltet hatte, und die Straße war bald mit Neugierigen, teils zu Pferde, teils zu Fuß besetzt, die sich um die besten Plätze drängten und stießen.

Sobald die Spitze des Zuges die Schranken des Lagers erreicht hatte, hielt er auf einen Wink Valentins an. Eine Fanfare wurde geblasen.

Bei diesem Signal trat ein Offizier heraus.

»Wer da?«, rief er.

»Frankreich!«, antwortete de Laville, der seinerseits einige Schritte herangekommen war.

»Welche Waffe?«, fuhr der Offizier fort.

»Die Befreiungsarmee von Sonora!«

Das Volk nahm die Worte mit begeistertem Jubelgeschrei auf.

»Tretet ein«, sagte der Offizier.

Die Schranken wurden geöffnet, die Trommel dröhnte, die Hörner schmetterten und der Zug fing an einzurücken.

Der an und für sich so einfache Vorfall hatte doch ein Gepräge von Großartigkeit. Die entschlossene Miene der kleinen Schar, die ohne fremde Hilfe als sich selbst, in einer Entfernung von sechstausend Meilen von dem Vaterland den französischen Namen mit so viel Stolz und Würde trug, und zu Anfang des Feldzuges ohne Schwertstreich bereits hundert Gefangene gemacht hatte, die in dem Augenblick ertappt wurden, wo sie das Lager überfallen wollten, übte einen begeisternden Einfluss aus.

Die Sonoraner fühlten sich unwillkürlich ergriffen und betrachteten die Franzosen mit einer Mischung ehrerbietiger Scheu und Bewunderung, und statt das Schicksal ihrer Landsleute zu beklagen, überschütteten sie dieselben mit Schmähungen und Spott. So großen Einfluss haben auf Naturvölker der Mut und die Entschlossenheit.

Als die Gefangenen in der Mitte des Lagers aufgereiht standen, trat der Graf von Prèbois-Crancé zu ihnen, umgeben von seinem Generalstab und mehreren der angesehensten Bewohner von la Magdalena, die ihre Begeisterung mit fortgerissen hatte.

Es war in Wahrheit ein Festtag. Die Gegend war in hellen Sonnenschein gebadet, ein leiser Wind erfrischte die Luft, die Hörner schmetterten fröhliche Fanfaren, die Trommeln wirbelten auf dem Feld, und das versammelte Volk schwenkte Hüte und Fächer und jubelte laut.

Der Graf lächelte. Er fühlte sich in dem Augenblick glücklich und blickte weniger mutlos und traurig in die Zukunft.

Er musterte die Gefangenen eine Zeit lang mit nachdenklicher Miene.

»Ich bin nach Sonora gekommen«, sagte er endlich mit lauter Stimme, »um das Volk dieses Landes zu befreien. Man hat Euch gesagt, dass ich ein grausamer und gottloser Mensch sei. Geht! Ihr seid frei! Erzählt euren Landsleuten, auf welche Weise sich der Räuber für die Verleumdungen rächt, die man über ihn ver-

breitet. Ich nehme euch nicht einmal das Versprechen ab, die Waffen nicht wieder gegen mich zu führen, denn ich habe eine stärkere Stütze als alle Soldaten, welche man mir entgegenstellen kann. Die Hand Gottes hält mich, es ist sein Wille, dass das Land endlich befreit werde. Bindet die Männer los und gebt ihnen ihre Waffen zurück!« Der Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

Das Volk nahm die großmütige Tat mit Jubel und Freudenbezeugungen auf.

Die Gefangenen beeilten sich, das Lager zu verlassen, nachdem sie zuvor dem Grafen in pathetischen Worten ihre Dankbarkeit ausgesprochen hatten.

Nun wandte sich Don Louis zu Don Isidro und sagte in ernstem Ton: »Ihr seid einer der wenigen Überlebenden von jenen löwenherzigen Männern aus dem Befreiungskrieg, welche die spanische Herrschaft vernichtet haben, Capitain. Wir sind Brüder, denn wir dienen derselben Sache. Nehmt Euren Degen zurück, welchen ein so tapferer Mann stets an seiner Seite tragen soll.«

Der Capitain warf ihm einen finsternen Blick zu. »Warum nehmt Ihr mir jeden Grund, Euch zu hassen?«, antwortete er. »Eine Beleidigung wäre mir lieber gewesen als solche Großmut, denn fortan bin ich gebunden.«

»Keineswegs, Capitain. Ich fordere weder Dankbarkeit noch Freundschaft von Euch, denn ich habe nur so gehandelt, wie ich es für Recht und billig hielt. Gehen wir beide unseren Weg weiter, suchen wir aber eine zweite Begegnung zu vermeiden.«

»Reicht mir die Hand, Caballero, und nun noch ein Wort.«

»Redet!«

»Seid vorsichtig, wem Ihr Euer Vertrauen schenkt.«

»Redet deutlicher!«

»Ich darf nichts weiter sagen, wenn ich mich nicht selbst zum Verräter erniedrigen will.«

»Immer und immer wieder das alte Lied«, murmelte der Graf, der nachdenklich wurde.

»Lebt jetzt wohl, Caballero. Ist es mir auch verboten, gute

Wünsche für das Gelingen Eures Unternehmens auszusprechen, so will ich diesem doch auch nicht feindlich entgentreten. Und wenn Ihr mich auch nicht unter der Zahl Eurer Freunde findet, werde ich auch nicht in den Reihen Eurer Feinde stehen.«

Der alte Capitain schwang sich mit einem Satz in den Sattel, tummelte sein Roß auf dem Platz umher, grüßte die Anwesenden freundlich und sprengte davon.

Der Rest des Tages glich einem fortwährenden Fest. Es war dem Grafen gelungen, durch sein großmütiges Benehmen gegenüber den Gefangenen, den gewünschten Eindruck auf das Volk zu machen. Die französischen Abenteurer waren in den Augen der Sonoraner um ein Bedeutendes gewachsen und der Graf hatte plötzlich großes Ansehen im Land gewonnen. Schon fingen Einzelne an, an das Gelingen seines Unternehmens zu glauben.

Am Abend versammelte der Graf sämtliche Offiziere seiner Truppe zu einem Kriegsrat.

Durch einen glücklichen Zufall traf es sich, dass Don Cornelio, der gewiss aufgefordert worden wäre, an der Beratung teilzunehmen, vom Grafen beauftragt war, in la Magdalena Pferde, deren man bedurfte, einzukaufen. Die Beschlüsse des Rates blieben daher geheim.

Es war dem Spanier wunderbarerweise gelungen, der Verfolgung des Jägers zu entgehen und unbemerkt zum Lager zurückzukehren, wo er ungefähr zwei Stunden vor den Gefangenen ankam. Sein Pferd hatte er zwar zu Tode gehetzt, sich selbst aber durch die Schnelligkeit desselben gerettet, und für dieses Mal wenigstens war er der Strafe entgangen, denn es fiel niemandem ein, Verdacht zu schöpfen. Auch konnte er für den Fall, dass es dennoch geschehen wäre, leicht ein Alibi vorbringen.

Um acht Uhr abends wurde zur Retraite geblasen, man schloss die Schranken des Lagers und die Offiziere begaben sich zum Hauptquartier, zum Jacal des Grafen.

Man stellte Schildwachen auf zehn Schritt Entfernung, damit sie nicht horchen könnten, rings um dem Jacal auf und erteilte

ihnen den Befehl, auf jeden zu schießen, der sich unbefugt in die Versammlung zu drängen versuche.

Der Graf saß an einem Tisch, auf welchem eine Karte von Sonora ausgebreitet lag, wo sämtliche Wege und Landstraßen angegeben waren.

Die Versammlung bestand aus ungefähr fünfzehn Personen, unter welchen sich Valentin, Curumilla, der Capitain de Laville und Belhumeur befanden. Letzterer war mit dem Grafen zu genau bekannt, um von der Versammlung ausgeschlossen werden zu können.

Als alle eingetreten waren, schloss man die Tür und der Graf erhob sich.

»Kameraden«, sagte er in festem aber gedämpften Ton, damit man ihn draußen nicht hören konnte, »jetzt wird unser Feldzug eigentlich erst beginnen. Was bisher geschehen ist, kommt nicht in Betracht. Ich habe zum wiederholten Male entweder selbst oder durch meine Kundschafter die Gesinnung der reichen Hacenderos oder Campesinos des Staates zu erforschen gesucht. Sie schienen uns günstig gestimmt zu sein. Doch dürfen wir uns nicht blenden oder durch trügerische Versprechungen täuschen lassen. Solange wir uns nicht auf wirkliche Tatsachen stützen können, wird niemand von ihnen Hand ans Werk legen. Kurz, wir müssen uns einer Stadt bemächtigen. Gelingt uns das, so haben wir gewonnenes Spiel, indem sich dann das ganze Land erheben und zu uns halten wird. Ich habe Euch hierher geführt, weil la Magdalena die Spitze eines Dreieckes bildet, von welchem die drei Straßen zu den Hauptstädten von Sonora ausgehen. Eine jener Städte müssen wir einnehmen. Jetzt fragt es sich nur, welche? Alle drei wimmeln von Truppen und überdies hält der General Guerrero die Straßen besetzt, welche zu diesen führen. Er hat geschworen«, fügte er lächelnd hinzu, »dass er uns mit einem Schlag vernichten wolle, wenn wir wagten, einen Schritt vorzugehen. Das wird Euch indessen, wie ich vermute, wenig schrecken. Kehren wir daher zu der Hauptfrage zurück.

Capitain de Laville, ich bitte Sie um Ihre Meinung.«

Der Capitain verneigte sich.

»Herr Graf«, sagte er, »ich stimme für Sonora. Obwohl es nur eine junge Stadt ist, führt sie doch den Namen des Landes, welches wir befreien wollen, und das ist von Wichtigkeit.«

Mehrere andere Offiziere gaben nach der Reihe ihre Stimmen ab, und die meisten stimmten dem Capitain de Laville bei.

Der Graf wandte sich zu Valentin.

»Und du, Bruder«, fragte er, »was meinst du dazu?«

»Hm!«, versetzte der Jäger, »ich bin, wie du weißt, Bruder, kein großer Gelehrter, doch hoffe ich, dass mich meine im Krieg gesammelte Erfahrung richtig leiten werde. Du bedarfst einer reichen und industriellen Stadt, damit du die wohlhabenden Einwohner des Landes vor einem Handstreich sichern kannst, wenn man dich in derselben überfiele, und von wo du dir einen sicheren Rückzug vorbehalten kannst, wenn du der Übermacht solltest weichen müssen. Nicht wahr?«

»Es ist allerdings erforderlich, dass die Stadt, welche wir erobern, jene Bedingungen erfülle.«

»Nur eine vereinigt sie.«

»Das ist Hermosillo«, sagte Belhumeur.

»Allerdings«, erwiderte Valentin, »die Stadt ist durch Mauern geschützt, dient dem Handel von ganz Sonora als Stapelplatz, ist daher sehr wohlhabend, und was für uns von besonderer Wichtigkeit sein muss, nur fünfzehn Stunden von Guaymas entfernt, in welchem Hafen unsere Verstärkungen landen werden, welche wir notfalls aus Kalifornien herbeirufen können, und wo wir selbst eine Zuflucht finden, wenn wir so hart bedrängt werden, dass wir uns zurückziehen müssen.«

Die Versammlung sah sofort ein, wie richtig Valentins Worte waren.

»Auch ich stimme für Hermosillo«, sagte der Graf, »doch darf ich Euch nicht verhehlen, dass der General Guerrero von der Wichtigkeit, welche jene Stadt für uns haben muss, so tief durch-

drungen ist, dass er bedeutende Kräfte dort konzentriert hat.«

»Desto besser!«, rief der Capitain de Laville aus, »so haben doch die Mexikaner gleich anfangs die beste Gelegenheit, uns kennenzulernen!«

Diese Worte wurden mit Beifall aufgenommen und man entschied sich dafür, dass die Armee nach Hermosillo marschieren solle.

»Jetzt handelt es sich um eine andere Schwierigkeit«, sagte der Graf. »Die Mexikaner haben alle drei Straßen inne, wir müssen sie daher auf eine falsche Fährte locken.«

»Das ist meine Sache«, bemerkte Valentin lachend.

»Gut! Wir werden uns nach allen drei Richtungen zugleich bewegen, um den Feind in Atem zu halten, dann rücken wir in Eilmärschen nach Hermosillo vor, nur fürchte ich, dass es uns viele Menschen kosten wird.«

Curumilla stand auf.

Der Araukan war bisher stumm auf einem Equival sitzen geblieben und hatte sein indianisches Calumet geraucht, ohne sich scheinbar um die Verhandlung zu kümmern, die gepflogen wurde.

»Lasst den Häuptling reden«, sagte Valentin, »seine Worte sind Gold wert.«

Jedermann schwieg.

»Curumilla kennt einen Seitenweg«, sagte der Häuptling, »der den Weg abkürzt und welchen der mexikanische General nicht weiß, Curumilla wird seine Freunde führen.«

Der Häuptling griff hierauf wieder nach seinem Calumet und setzte sich gelassen hin.

Das machte der Verhandlung ein Ende. Curumilla hatte, seiner Gewohnheit gemäß, den Knoten auf einen Hieb durchhauen, indem er das größte Hindernis aus dem Wege räumte.

»Kameraden«, fuhr der Graf fort, »die Kanonen und Wagen sind bespannt. Weckt Eure Leute, und brechen wir geräuschlos das Lager ab. Die Einwohner von la Magdalena sollen morgen

bei ihrem Erwachen nicht wissen, was aus uns geworden ist.«

Hierauf zog er den Capitain de Laville und Valentin beiseite.

»Während ich unter der Führung des Häuptlings den Seitengeweg einschlage, werden Sie, Capitain, auf Urès marschieren, und du, Bruder, dich nach Sonora wenden. Nähert Euch genug, dass man Euch erkennen kann, lasst Euch aber auf kein Scharmützel ein. Schwenkt um und kommt mir rasch nach. Nur durch die Schnelligkeit unserer Bewegungen können wir unsere Gegner besiegen.«

»Für den Fall, dass es uns nicht möglich wäre, dich unterwegs zu erreichen, musst du uns einen Sammelplatz bestimmen.«

»Die Hacienda del Milagaro, welche vier Stunden von Hermosillo liegt«, sagte Belhumeur. »Dort soll das Hauptquartier aufgeschlagen werden.«

»Ja«, stimmte der Graf bei, indem er dem Kanadier verstohlen die Hand drückte.

Die Versammlung trennte sich und jeder eilte die erhaltenen Aufträge zu vollziehen. Man brach das Lager in der tiefsten Stille ab.

Es wurden die größten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, damit nichts von dem, was im Inneren vorging, nach außen dringen konnte.

Die Lagerfeuer ließ man brennen und ließ alles stehen, was die schnelle Abreise hätte verraten können.

Die Truppen, die unter dem Befehl de Lavilles und Valentins standen, brachen ungefähr um elf Uhr abends nach zwei entgegengesetzten Richtungen auf.

Bald folgte ihnen der Graf mit den Bagagewagen und der Hauptmasse der Armee und verließ das Lager ungefähr um Mitternacht.

Curumilla hatte den Grafen nicht getäuscht. Nach einem etwa zweistündigen Marsch ließ er die Truppe im spitzen Winkel ab-schwenken und schlug einen schmalen Weg ein, der kaum breit genug für die Wagen war.

Bald verschwand die Truppe hinter den zahllosen Windungen eines wahren Raubtierpfades, auf welchem es niemand würde für möglich gehalten haben, dass eine bewaffnete Truppe, gefolgt von zahlreichen, schwer beladenen Wagen es wagen würde, fortkommen zu wollen.

Nachdem man aber die ersten Hindernisse überwunden hatte, bot der Weg, welcher so gefahrvoll schien, keine ernstlichen Hindernisse mehr, und die Franzosen rückten schnell vor.

Zwei Tage später trafen die Truppenabteilungen wieder ein, welche den Auftrag hatten, an den Flanken der Kolonne zu operieren. Es war dem Capitain de Laville und Valentin vollständig gelungen, den General zu täuschen, und er ließ die Straße noch immer von seinen Vorposten bewachen, ohne zu ahnen, dass man sie umgangen hatte.

Man marschierte neun Tage unter zahllosen Schwierigkeiten weiter, denn der Boden bestand aus Flugsand, der unter den Füßen wich, es herrschte eine erstickende Hitze, es fehlte an Wasser, und die zwei letzten Tage hatte man weder Lebensmittel noch Fourage mehr.

Nichts vermochte aber den Mut der Franzosen zu erschüttern oder ihre unverwüstliche Heiterkeit zu dämpfen. Sie marschierten unverdrossen die Blicke auf ihren Anführer gerichtet, der zu Fuß an ihrer Spitze ging, sie tröstete und ermutigte.

Am neunten Tag erblickten sie die Umrisse einer weitläufigen Hacienda, die sich aus dem dichten Gebüsch in der Entfernung erhob.

Es war das erste Haus, welches sie seit ihrer Abreise von la Magdalena erblickten.

»Was ist das für eine Hacienda?«, fragte Louis Belhumeur, der neben ihm ging.

»Die Hacienda del Milagaro«, antwortete der Kanadier.

Die Franzosen stießen einen Freudenschrei aus, als sie sich am Ziel sahen.

Sie hatten in neun Tagen auf unwegsamen Pfaden neunund-

fünfzig Stunden zurückgelegt!

Curumilla hatte Wort gehalten. Dank seiner Fürsorge war die Kolonne nicht entdeckt worden.

Kapitel 8 **Vor der Schlacht**

Sobald man auf die Entfernung eines Kanonenschusses von der Hacienda gekommen war, gebot der Graf Halt!

»De Laville,« redete er den Capitain an, der an seiner Seite marschierte, »dringen Sie vor und besetzen Sie die Hacienda del Milagro militärisch. Wir wollen unser Hauptquartier dort aufschlagen.«

»Wozu solche Vorsichtsmaßregeln?«, fragte Belhumeur, »schenken Sie meinen Worten keinen Glauben? Don Rafaël und die Seinen werden sich freuen, Sie zu sehen und Sie mit offenen Armen empfangen.«

Der Graf lächelte und neigte sich zu dem Kanadier. »Lieber Freund«, flüsterte er ihm ins Ohr, »Sie sind ein Kind und wollen mich nicht verstehen. Ich treffe die Anweisungen, welche Sie betrüben, nicht in unserem, sondern im Interesse unserer Freunde. Gesetzt den Fall, wir würden durch die Mexikaner geschlagen, was leider keineswegs unmöglich ist, was wird dann geschehen? Don Rafaël wird unbedingt für die Teilnahme büßen müssen, die er uns erweist. Vermittelst meiner Anordnungen aber weicht er nur der Übermacht, und es wird den mexikanischen Behörden, so gern sie es möchten, unmöglich sein, ihn wegen des Schutzes, den er uns gewährt hat, zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Das ist wahr«, rief der Kanadier aus, dem die Richtigkeit der Bemerkung des Grafen einleuchtete.

»Um aber jedem Missverständnis vorzubeugen«, fuhr der Graf fort, »bitte ich Sie, den Capitain zu begleiten. Und während er laut seine Befehle erteilt, werden Sie unseren Freunden insgeheim meine Absicht erklären.«

Fünf Minuten später sprengte der kleine Trupp im Galopp davon, während die übrige Kolonne langsam nachrückte.

Es geschah genau, wie es der Graf angeordnet hatte. Don Rafaël, welchen Belhumeur gebührend unterrichtet hatte, protestierte laut gegen die gewaltsame Besetzung seiner Hacienda und fügte sich scheinbar nur der Übermacht. Die Besetzung wurde vollständig okkupiert, und Don Rafaël stieg mit etlichen Dienern aufs Pferd, um der nachrückenden Kolonne entgegenzureiten.

Diese machte, dem Befehl des Grafen gemäß, nicht in der Hacienda Halt, sondern rückte weiter und schlug ihr Lager erst zwei Stunden vor Hermosillo auf.

Der Graf und Don Rafaël begegneten sich nicht als Fremde, sondern wie alte Freunde, die herzlich erfreut sind, sich zu treffen, und traten, vertraulich miteinander flüsternd in die Hacienda.

Der Graf schickte, ehe er vom Pferd stieg, Kuriere und Kundschafter in alle Richtungen aus, um sichere Nachricht von der Stellung des Feindes zu erlangen. Er behielt nur acht Reiter bei sich und schickte die Übrigen zum Lager, worauf er in die Hacienda trat.

Don Ramon, der Vater Don Rafaëls und Dona Luz, die lebenswürdige Frau, erwarteten die Ankunft der Franzosen, umgeben von ihren Dienern, an der Tür der Hacienda.

»Seien Sie willkommen, der Sie für die Befreiung Sonoras kämpfen«, sagte der General Don Ramon, indem er dem Grafen die Hand reichte.

Letzterer sprang vom Pferd.

»Gebe Gott, dass ich so glücklich sei, wie Sie es waren, General«, antwortete er mit einer Verbeugung.

Hierauf wandte er sich zu Dona Luz und sagte: »Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, dass ich Sie in ihrer friedlichen Häuslichkeit störe. Sie haben meine Unbescheidenheit aber einzig und allein Ihrem Herrn Gemahl zu verdanken.«

»Entschuldigen Sie sich nicht, Señor Condé«, erwiderte sie lä-

chelnd, »das Haus mit allem, was es enthält, steht zu Ihrer Verfügung. Wir sahen Sie mit Freuden kommen und werden Sie mit Bedauern gehen sehen.«

Der Graf bot Dona Luz den Arm, worauf beide in die Hacienda traten. Der Graf war besorgt und ließ seine Blicke unruhig umherschweifen.

»Geduld!«, sagte Don Rafaël mit bedeutsamem Blick zu seinem Gast, »bald werden Sie sie sehen. Es wäre unvorsichtig gewesen, wenn Sie sich eher hätte vor Ihnen blicken lassen, wir haben sie daran gehindert.«

»Ich danke Ihnen«, sagte der Graf, dessen düstere Miene sich aufgeheitert hatte.

Das Wiedersehen der Liebenden war, wie zu erwarten stand, ein zwar ruhiges, aber herzliches und tief empfundenes.

»Bald werden Ihre Sorgen überstanden sein«, sagte Dona Luz, »und Sie werden sich dem leidenschaftlichen Drang Ihres Herzens rückhaltlos überlassen können.«

»Ja«, antwortete der Graf nachdenklich, »der morgige Tag wird wahrscheinlich über mein und meiner Geliebten Schicksal entscheiden.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, rief Don Rafaël aus.

Der Graf blickte mit einem besorgten Blick um sich. Da er aber sah, dass die, welche ihn umgaben, seine aufrichtigen Freunde waren, und er reden konnte, sagte er: »Morgen werde ich Hermostillo angreifen und entweder siegen oder tot auf dem Schlachtfeld bleiben?«

Die Anwesenden sahen ihn bestürzt an.

Don Rafaël winkte dem schwarzen Hirsch, sich vor die Tür zu stellen, um jede Störung zu verhüten, und wandte sich dann an den Grafen mit der Frage: »Ist das wirklich Ihre Absicht?«

»Würde ich sonst hier sein?«, entgegnete er einfach.

»Aber«, fuhr Don Rafaël dringender fort, »Hermostillo ist eine mit festen Mauern umgebene Stadt.«

»Ich werde sie zerstören.«

»Es befindet sich eine Garnison von zwölfhundert Mann in der Stadt.«

»So?«, antwortete er gleichgültig.

»Die Bürgerwehr wird seit zwei Monaten täglich ausgebildet.«

»Die Bürgerwehr«, antwortete er in verächtlichem Tone, »ist sie wenigstens zahlreich?«

»Sie ist ungefähr dreitausend Mann stark.«

»Das lässt sich hören.«

»Der General Guerrero, der endlich gemerkt hat, dass er überlistet worden war, hält die Stadt mit sechstausend Indianern besetzt und erwartet weitere Verstärkungen.«

»Gerade deshalb muss ich meinen Angriff sofort unternehmen, lieber Freund. Ihrer Berechnung nach stehen mir bereits elftausend Mann hinter dem Schutz fester Mauern entgegen. Je länger ich zögere, desto größer wird die Zahl meiner Feinde. Und wenn ich nicht auf meiner Hut bin,« fügte er lachend hinzu, »wächst die Armee zu einer solchen Größe, dass es unmöglich sein wird, sie zu vernichten.«

»Ist es Ihnen denn auch bekannt, mein Freund, dass Hermosillo von sumpfigen Feldern umgeben ist, die es fast unmöglich machen, dicht heranzukommen?«

»Ich denke auch durch die Tore einzuziehen, bester Freund, das glauben Sie gewiss.«

Die Anwesenden blickten den Grafen mit einem Erstaunen an, das an Schrecken grenzte. Sie sahen sich einander fragend an und waren zweifelhaft, ob nicht ein Verrückter vor ihnen säße.

»Verzeihung, lieber Freund«, fuhr Don Rafaël fort, »haben Sie nicht gesagt, dass Sie Ihren Angriff morgen zu unternehmen gedenken?«

»Allerdings.«

»Aber, wenn Ihre Mannschaft nicht eingetroffen ist?«

»Wie! Meine Leute sind doch da! Vor kaum einer Stunde zogen sie ja an der Hacienda vorüber. Haben Sie sie nicht gesehen?«

»Ja, ich habe allerdings eine kleine Truppe vorbei defilieren se-

hen und vermute, dass es Ihr Vortrab war.«

»Mein Vortrab!«, rief der Graf lachend aus. »Nein, lieber Freund, jene kleine Truppe ist meine ganze Armee.«

Don Rafaël, Don Ramon und die übrigen Männer der Gesellschaft wussten gewiss, was Mut heißt, denn sie hatten unzählige Male wahre Titanenkämpfe mit einem zehn Mal überlegenem Feind bestanden und Beweise der größten Tollkühnheit und Verwegenheit gegeben. Aber der Einfall des Grafen, mit einer Handvoll Leute eine Stadt erobern zu wollen, welche von elftausend Mann verteidigt wurde, kann ihnen so unerhört unglaublich vor, dass sie eine Weile stumm und mit starren Blicken dasaßen und nicht wussten, ob sie wachten oder träumten.

»Sagen Sie mir doch, bester Freund«, rief Don Rafaël endlich aus, nachdem er alle seine Einwendungen erschöpft hatte, »wie viel Mann können Sie denn ins Feld führen?«

»Nicht viel, das ist wahr«, sagte der Graf lächelnd. »Ich habe etliche Kranke, doch kann ich über 250 Mann verfügen, und hoffe, dass es genug sein wird.«

»Ja«, rief Dona Angela begeistert aus, »das wird gewiss genug sein, denn es gilt einer heiligen Sache und Gott wird Euch beistehen.«

»Don Rafaël«, fügte der Graf gutmütig hinzu, »haben Sie je von der furia francese reden hören?«

»Ja, gestehe aber, dass ich keinen klaren Begriff habe, was das Wort bedeutet.«

»Nun,« versetzte jener, »so warten Sie bis morgen. Wenn Sie gesehen haben werden, wie die gewaltige Armee vernichtet, verstreut und wie herbstliches Laub auseinander gestoben sein wird, und dem Fall von Hermosillo beigewohnt haben, werden Sie wissen, was die furia francese ist, und die unzähligen Heldentaten begreifen, welche die Geschichte aufbewahrt, und die fast spielend durch die Franzosen vollbracht werden.«

Hier endete die Unterhaltung, und man begab sich in den Speisesaal, wo der Graf die Erfrischungen fand, deren er so dringend

bedurfte.

Nach aufgehobener Tafel bat der Graf um die Erlaubnis, sich auf sein Zimmer zurückziehen zu können, und bat den Pater Seraphin, ihn zu begleiten.

Beide blieben lange Zeit miteinander eingeschlossen und flüsterten zusammen.

Als der Missionar herauskam, waren seine Augen von Tränen gerötet, deren Spuren auch auf seinen bleichen Wangen zu erkennen waren.

Der Graf drückte ihm die Hand.

»Also«, sagte er zu ihm, »für den Fall eines Unglückes ...«

»Werde ich da sein, Graf, verlassen Sie sich auf mich.«

Mit diesen Worten entfernte sich Pater Seraphin langsamen Schrittes. Der Graf nahm am Abend bis tief in die Nacht hinein die Berichte seiner Kundschafter entgegen. Die Nachrichten derselben stimmten vollkommen mit den Angaben Don Rafaëls überein.«

Der General Guerrero war nach Hermosillo geeilt, wo er sich gut verschanzt hatte.

Valentin und Curumilla erschienen zuletzt. Sie brachten keine böse Kunde.

Valentin hatte auf den Rat Curumillas hin mit einer Anzahl Fourrageure den Weg nach Guaymas eingeschlagen und einen Transport Lebensmittel und Munition erbeutet, der für die Mexikaner bestimmt war.

Der Jäger hatte dafür gesorgt, dass der ziemlich ansehnliche Zug zum Lager gebracht wurde, wo ihn die Franzosen mit Freuden aufnahmen, denn ihre Vorräte waren, wie bereits gesagt, vollständig erschöpft.

Der Capitain de Laville hatte seinerseits vier bis fünf feindliche Patrouillen eingefangen, die sich unbesonnenerweise zu weit vorgewagt hatten.

Der Graf schickte Curumilla mit dem Befehl an den Capitain ab, die Dunkelheit der mondleeren Nacht zu benutzen, um vor-

zurück und die Vorposten bis auf eine anderthalbfache Kanonenschussweite von der Stadt aufzustellen.

Als er sich mit Valentin allein sah, breitete er einen Plan von Hermosillo auf dem Tisch aus, und beide begannen diesen emsig zu studieren.

Wir haben Hermosillo schon öfters beschrieben und begnügen uns daher damit, zu bemerken, dass das Sumpfland, welches die Stadt umgab, von Mauern eingefasst ist, hinter welchen man leicht Tirailleure aufstellen kann, welchen das Terrain gestattet, sich von Posten zu Posten kämpfend zurückzuziehen, ohne den Schutz der Mauern zu verlassen, die ungefähr zwei Ellen dick und aus gestampfter Erde errichtet sind.

Außerdem bildete von der Seite, von welcher der Graf anrückte, ein tiefer Graben, der nur durch eine Brücke zu überschreiten war, die wahrscheinlich von einer starken Wache besetzt gehalten wurde, einen fast unübersteigbaren Gürtel um die Stadt.

Wie man aus dem Gesagten sieht, ist Hermosillo keineswegs eine offene Stadt, die man im Nu überrumpeln kann. Wenn es dem Grafen von Prèbois-Crancé gelang, sie mit zweihundertfünfzig Mann zu erstürmen, so konnte er sich mit Recht rühmen, eine der glänzendsten Kriegstaten der Neuzeit vollbracht zu haben.

Nach der Aussage der Kundschafter legte der General Guerrero und die unter seinem Befehl stehenden mexikanischen Offiziere die tiefste Verachtung gegen die zerlumpten Franzosen, wie sie ihre Feinde nannten, an den Tag und nahmen sich vor, ihnen eine so derbe Lehre zu geben, dass es ihnen nicht so bald einfallen sollte, von Neuem anzufangen.

Curumilla hatte indessen dem Grafen eine Nachricht hinterbracht, die ihn mit Hoffnung erfüllte. Obwohl der General Guerrero die gewaltigsten Befehle gegen die französische Compagnie ergriffen hatte, war er doch durch die plötzliche Nachricht ihres Vorrückens auf Hermosillo und der verwegenen Art, wie seine Vorposten umgangen worden waren, dermaßen überrascht, dass

er in seiner Eile, der bedrohten Stadt zu Hilfe zu kommen, gezwungen gewesen, den größten Teil seiner Mannschaft zurückzulassen und in der Tat nur zwölf bis fünfzehnhundert Mann Besatzung in der Stadt hatte. Es war freilich immer noch eine ganz ansehnliche Macht, erreichte aber bei Weitem nicht die Zahl, welche man gefürchtet hatte, vorzufinden.

Curumilla hatte sich ganz friedlich in die Stadt begeben, was ihm in seiner Eigenschaft als Indianer gelungen war, und er hatte alles gesehen und beobachtet.

Der araukanische Häuptling brachte Don Louis diese Nachricht, als er kam, um ihn wegen der Vollziehung der Befehle Bericht zu erstatten, die er dem Capitain de Laville zu überbringen hatte.

Der Graf und der Jäger rieben sich vergnügt die Hände und eilten, ihre letzten Vorbereitungen zu beenden. Unter den Hacenderos, welche der Konferenz in la Magdalena beiwohnten, befand sich einer, der in den Pueblos ein großes Ansehen genoss. Er hatte dem Grafen im Namen seiner Landsleute die Versicherung gegeben, dass, sobald sich eine wichtige Stadt in den Händen der Franzosen befinde, das Zeichen zum Aufstand gegeben sei und das Volk binnen wenigen Tagen bereit sein werde, einen entscheidenden Gegenstreich zu führen.

Don Louis wollte in der Voraussicht seines Sieges keinen Augenblick verlieren, sondern schrieb ihn, um ihm die Einnahme Hermosillos zu melden, und ihn an sein Versprechen, ihm beizustehen, und den Aufstand im Volk zu proklamieren, zu mahnen.

Wir erwähnen diesen Umstand, um zu beweisen, wie überzeugt der Graf von seinem Sieg war, und wie klug er mit der Voraussicht, die nur genialen Naturen eigen ist, alles vorher bedachte.

Nachdem der Brief geschrieben und einige letzte Vorbereitungen beendet waren, verließen der Graf und Valentin das Zimmer.

Es war ungefähr zwei Uhr morgens. Der Himmel war finster, und von der Wüste her blies ein warmer Wind und beugte die belaubten Gipfel der Bäume.

Die beiden Milchbrüder stiegen in den Patio hinunter. Sämtliche Bewohner der Hacienda waren dort versammelt, um den Grafen vor seiner Abreise zu begrüßen.

Dona Angela glich in ihrem weißen Gewand, mit dem aufgelösten Haar, den bleichen Zügen und den tränenfeuchten Augen, beim düsteren Schein der Fackeln, welche die Peonen in den Händen trugen, einer Geistererscheinung.

Das Gefolge saß im Sattel und wartete unbeweglich, Curumilla führte die Pferde der beiden Franzosen am Zügel.

Als sie kamen, entblößten alle ihr Haupt und grüßten sie mit tiefer, ehrerbietiger Verneigung.

»Auf Wiedersehen, Don Louis«, sagte Don Rafaël. »Möge Ihnen Gott den Sieg verleihen!«

»Gott gebe Ihnen Gelingen«, fügte Don Ramon hinzu, »denn Sie kämpfen für die Unabhängigkeit des Volkes.«

»Gewiss sind nie brünstigere Gebete zum Himmel gesendet worden, als die wir für Sie, edler Don Louis, zu Gott schicken werden«, sagte Dona Luz.

Der Graf fühlte sich beklommen.

»Ich danke Ihnen allen«, sagte er in bewegtem Ton. »Ihre Teilnahme tut mir wohl, denn sie beweist mir, dass einige von den Sonoranern das große Ziel begreifen, welches ich mir gesteckt habe. Nochmals danke.«

Dona Angela trat zu dem Grafen. »Don Louis«, sagte sie, »ich liebe dich. Tue deine Pflicht.«

Der Graf neigte sich zu ihr und drückte einen Kuss auf ihre bleiche Stirn. »Dona Angela, meine Braut«, sprach er mit unaussprechlich zärtlichem Ausdruck. »Du siehst mich nur als Sieger oder tot wieder.«

Er schickte sich an aufzubrechen. In dem Augenblick gesellte sich Pater Seraphin zu ihm.

»Wie?«, fragte er verwundert, »wollen Sie mich begleiten, mein Vater?«

»Herr Graf«, antwortete der Missionar mit der engelhaften Demut, die den Grundzug seines Charakters bildete. »Ich folge meiner Pflicht und gehe dahin, wo es Traurige zu trösten und Unglückliche zu unterstützen gibt. Erlauben Sie mir, Ihnen zu folgen.«

Louis drückte ihm stillschweigend die Hand, und nachdem er den Freunden, die er vielleicht nicht wiedersehen sollte, ein letztes Lebewohl zugewinkt hatte, gab er das Zeichen zum Aufbruch, worauf sich der Zug in Bewegung setzte und bald im Dunkel der Nacht verschwunden war.

Dona Angela blieb starr und regungslos auf der Schwelle der Tür stehen, solange sie noch den Hufschlag der Pferde vernehmen konnte. Als endlich jeder Laut erstorben war, entrang sich ein herzerreißender Seufzer ihrer Brust.

»Mein Gott! Mein Gott!«, rief sie mit gen Himmel erhobenen Händen verzweiflungsvoll aus.

Sie stürzte hierauf rücklings zu Boden.

Sie war ohnmächtig.

Dona Luz und Don Rafaël eilten herbei, ihr beizustehen, trugen sie in die Hacienda und widmeten ihr die liebevollste Pflege.

Belhumeur schüttelte wiederholt mit dem Kopf und war im Begriff, die Tore der Hacienda zu schließen.

Plötzlich sagte eine Stimme neben ihm: »Noch nicht, lasst uns erst hinaus.«

«Was!«, fragte er, »wo wollt Ihr denn jetzt hin, schwarzer Hirsch?«

»Ich bin eben auch so zusagen ein Franzose«, sagte der Jäger, »da ich ein Kanadier bin, und ich will meinen Landsleuten ein wenig helfen.«

»Wahrhaftig!«, rief Belhumeur, von den Worten überrascht aus, »das ist ein guter Einfall! Ihr sollt aber bei Gott nicht allein gehen – ich gehe mit!«

»Desto besser, so sind wir zu dritt.«

»Wie so zu dritt, wer kommt denn noch?«

»Wer anders als Adlerkopf? Der Häuptling sagt, dass Feinde seines Volkes in der Stadt wären, und will sich mit ihnen messen.«

»Auf, denn! Der Graf wird jedenfalls nicht böse sein, drei solche Kämpfer wie wir bei seiner Truppe zu haben.«

»Das versteht sich«, rief Belhumeur aus.

»Man muss doch trotz allem gestehen«, bemerkte der schwarze Hirsch, »dass der Graf ein ganzer Kerl ist! Ihr versteht Euch doch auch darauf, habe ich nicht recht?«

»Sehr richtig!«, antwortete der Kanadier lakonisch.

Die drei beherzten Jäger schwangen sich, ohne weitere Bemerkungen, in den Sattel und eilten dem Grafen nach.

Kapitel 9

Die Einnahme von Hermosillo

Obwohl das Gefolge des Grafen ganz gut beritten war, gelang es den Jägern doch, mit ihren feurigen Mustangs, Don Louis zwanzig Minuten nach seiner Abreise von der Hacienda einzuholen.

Als die Franzosen den eiligen Tritt der Pferde hinter sich vernahmen, schwenkten sie, da sie nicht wussten, wer ihnen wie ein Sturmwind nachgejagt kam, um. Belhumeur gab sich aber sofort zu erkennen, um jedem Missverständnis zuvorzukommen.

»Seid mir willkommen, Belhumeur, nebst Euren Begleitern«, sagte der Graf. »Aus welchem Grund treibt Ihr Euch denn noch so spät auf der Landstraße umher?«

»Wir wollen Sie um einen Gefallen bitten«, antwortete der Kanadier offen.

»Einen Gefallen? Reden Sie, lieber Freund, was es auch sein möge, gestehe ich es im Voraus zu, wenn es nämlich von mir abhängt.«

»Was ich wünsche, hängt von Ihnen ab.«

»Was ist es denn?«

»Meine Begleiter und ich bitten um die Ehre, neben Ihnen kämpfen zu dürfen.«

»Ist das der Gefallen, welchen Sie erbitten wollen, Belhumeur?«

»Ja, nichts anderes.«

»Dann haben Sie sich falsch ausgedrückt, lieber Freund. Sie wollen sagen, dass Sie mir einen Dienst erweisen wollen. Ich nehme Ihren Vorschlag von Herzen gern an und danke Ihnen aufrichtig dafür.«

»Abgemacht also, und wir sind in Ihre Reihen aufgenommen?«

»Ich müsste wahrhaftig von Sinnen sein, wenn ich es nicht täte!«

Belhumeur teilte seinen Freunden die Gewährung ihrer Bitte mit, worüber sie sich so freuten, als ob man ihnen das Schönste auf der Welt gegeben hätte.«

Nach diesem kleinen Abenteuer setzte die Truppe ihren Weg mit den drei neu angeworbenen Rekruten fort.

Die Franzosen schlüpfen wie eine Geisterschar im Dunkeln weiter. Über den Hals ihrer Pferde gebeugt, lauschten sie aufmerksam auf die Laute der Wildnis und suchten die Dunkelheit zu durchdringen, um ein Anzeichen wahrzunehmen, was ihnen die Nähe ihrer Kameraden verkündete.

Obwohl der Capitain de Laville noch sehr jung war, schien es doch, als ob er für die Rolle, welche er gegenwärtig spielte, geeignet wäre. Sein Blick war sowohl als Anführer als auch als untergebener Offizier unfehlbar. Er begriff nicht nur die Befehle, welche er erhielt, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, sondern fasste den Zweck dieser auf und führte sie mit seltenem Verständnis aus.

Der Graf von Prèbois-Crancé hatte die glänzenden Gaben de Lavilles keinen Augenblick verkannt, sondern ihn zu seinem Liebling erkoren. Und so oft er einen besonders schwierigen Auftrag hatte, wurde er mit demselben betraut, denn Don Louis

war überzeugt, dass ihn kein anderer so ehrenvoll erfüllen könne.

In gegenwärtigem Fall übertraf das Resultat alle seine Erwartungen, denn de Laville bewerkstelligte das befohlene Vorrücken mit so großer Pünktlichkeit und unter so tiefem Schweigen, dass der Graf die Nachhut fast berührte, als er noch gar nicht ahnte, dass er so nahe sei. Der Capitain hatte zum Zweck eines leichteren und schnelleren Fortkommens die Bagagewagen ungefähr eine Stunde vor der Stadt zurückgelassen, wo sie in einem unbesetzten Rancho unter dem Schutz der Kranken geblieben waren, die zwar nicht imstande waren, in den Reihen der Compagnie zu fechten, aber hinter dem Schutz von Mauern doch lange genug Widerstand zu leisten vermochten, bis ihre Kameraden zu Hilfe herbeikommen konnten.

Der Graf durchritt die Reihen, unter den herzlichen Grüßen seiner Kameraden und stellte sich an die Spitze der Truppe.

Die Anstrengungen und fortwährende Spannung, welche die letzten zwei Monate dem Grafen durchgemacht hatte, hatten seine Gesundheit sehr angegriffen, und es gelang ihm nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft und Energie, sich aufrecht zu halten und sein Kranksein zu bekämpfen. Er sah ein, dass alles verloren sei, wenn er schlappmachte. Er stemmte sich daher gegen den Schmerz und zeigte, obgleich ihn innerlich das Fieber verzehrte, stets eine ruhige Miene und verriet seinen Kameraden durch keine Gebärde die Leiden, welche er mit heldenmütiger Standhaftigkeit ertrug.

Er fühlte aber plötzlich eine solche Anwandlung von Hinfälligkeit, dass er vom Pferd gestürzt sein wäre, wenn ihn nicht Valentin, der seinen Zustand erriet und mit ernsthaft mütterlicher Sorge über ihm wachte, in seinen Armen aufgefangen hätte.

»Was ist mit dir, Bruder?«, fragte der Jäger liebevoll.

»Nichts«, antwortete jener, indem er mit der Hand über seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn strich. »Jetzt«, fügte er hinzu, »ist es vorüber.«

»Nimm dich in acht, Bruder«, erwiderte Valentin mit besorgtem Kopfschütteln, »du achtest nicht genug auf dich.«

»Kann ich es denn? Aber sei unbesorgt, ich weiß schon, was mir fehlt, und der Dampf des Pulvers wird mich herstellen. Sieh, sieh! Wir sind endlich am Ziel!«

In der Tat stieg Hermosillo bei den Strahlen der aufgehenden Sonne ungefähr auf Kanonenschussweite vor ihnen auf und ließ seine weißen Häuser im Licht glänzend aufleuchten.

Die gesamte Compagnie begrüßte den heiß ersehnten Anblick mit lautem Freudengeschrei.

Es wurde Halt befohlen.

Die Stadt war still. Sie schien verlassen, denn kein Laut erhob sich hinter ihren Mauern. Alles war so stumm, ruhig und tot, dass man hätte glauben können, jene Stadt aus Tausend und einer Nacht vor sich zu haben, welche ein böser Zauberer in ewigen Schlaf versetzt hat.

Die Gegend war wie ausgestorben. Nur einige Bruchstücke von Waffen, Uniformen und Sandalen sowie Geleise der Wagenräder verrieten, dass die Truppen des Generals Guerrero vor Kurzem vorübergezogen seien.

Der Graf musterte eine Zeit lang die Stadt sehr sorgfältig, um seine letzten Anweisungen zu ergreifen.

Plötzlich erschienen zwei Reiter am Zugang der Brücke und ritten auf die Compagnie zu, indem sie Friedensfahnen schwenkten.

»Lasst hören, was die Leute wollen«, sagte der Graf. Bei diesen Worten ritt er ihnen entgegen.

»Was wollen Sie, meine Herren, und wer sind Sie?«, fragte er, als er sie erreicht hatte.

»Wir wünschen mit dem Grafen von Prèbois-Crancé zu sprechen«, sagte einer der Reiter.

»Ich bin der Graf von Prèbois-Crancé. Sagen Sie mir, was Sie herführt.«

»Ich bin ein Franzose, mein Herr Graf«, sagte der Erste.

»Ich erkenne Sie, mein Herr. Ihr Name ist, wie ich glaube, Thollus und Sie sind Kaufmann in Hermosillo.«

»Ganz recht, Herr Graf. Mein Begleiter ist der Señor ...«

»Don Sacinto Sabali, ein juez de litras, glaube ich, oder etwas Ähnliches und treuer Freund des Generals Guerreros. Nun meine Herren, ich gestehe, dass ich nicht recht begreife, was wir miteinander zu reden haben könnten.«

»Verzeihung, Herr Graf. Der Señor Don Flavio Asustado, Präfekt von Hermosillo, schickt uns zu Ihnen, um Ihnen Vorschläge zu machen.«

»So, so!«, sagte der Graf auf seinen Bart beißend, »wirklich?«

»Ja, Herr Graf, und zwar sehr vorteilhafte Vorschläge«, fuhr der Kaufmann in einschmeichelndem Ton fort.

»Vielleicht für Sie, mein Herr, der wie Sie mit Kattun und falschem Schmuck handeln, für mich aber schwerlich.«

»Gestatten Sie mir doch, meinen Auftrag auszurichten, und Ihnen besagte Vorschläge vorzutragen, vielleicht dass ...«

»Recht gern, Bester, ich bin ja vollkommen einverstanden damit. Richten Sie immerhin Ihren Auftrag aus, das ist nicht mehr wie billig, nur bitte ich, sich zu beeilen, denn ich habe wenig Zeit.«

Herr Thollus richtete sich empor, und nachdem er sich mit seinem Begleiter kurze Zeit beraten hatte, redete er folgendermaßen zu Don Louis, der kalt und gemessen vor ihm stand.

»Herr Graf, Don Flavio de Asustado, welchem zu vertreten ich die Ehre habe ...«

»Das wissen wir bereits, zur Sache!«, unterbrach ihn Don Louis ungeduldig.

»Bietet Ihnen für den Fall, dass Sie sich mit Ihrer Truppe entfernen, ohne die Stadt zu beunruhigen, an«, fuhr der Kaufmann fort, »Ihnen eine Summe von ...«

»Genug, mein Herr«, fiel ihm der Graf ins Wort, während die Röte der Entrüstung auf seinen Wangen brannte. »Wenn Sie noch ein Wort sagen, würden Sie eine Beleidigung aussprechen,

die ich trotz Ihrer Eigenschaft als Parlamentär nicht ungestraft lassen könnte. Hat ein Mann wie Sie, der den französischen Namen führt, die Stirn, einen so entehrenden Auftrag zu übernehmen? Sie lügen, wenn Sie sagen, dass Sie mein Landsmann sind. Ich verleugne Sie als solchen.«

»Aber, Herr Graf ...«, stotterte der arme Teufel, der über die derbe Zurechtweisung ganz bestürzt war, und nicht wusste, was er dazu sagen sollte.

»Genug«, unterbrach ihn der Graf. Daraufhin zog er die Uhr aus der Tasche und fuhr in gebieterischem Ton, der keinen Widerspruch duldete, fort: »Sehen Sie, es ist jetzt acht Uhr. Gehen Sie zu Ihrem Präfekten und sagen Sie ihm, dass ich in zwei Stunden die Stadt angreifen, und um elf Uhr in derselben einziehen werde. Gehen Sie.« Er befahl ihnen hierauf mit einer Gebärde der tiefsten Verachtung, sich zu entfernen.

Die unglücklichen Gesandten ließen es sich nicht zwei Mal sagen. Sie wendeten ihre Pferde und kehrten sehr niedergeschlagen heim.

Der Graf sprengte zurück an die Spitze seiner Truppe. Die Offiziere waren vor den in einer Reihe aufgestellten Soldaten versammelt und erwarteten das Resultat der Konferenz mit Ungeduld.

»Meine Herren«, sagte der Graf zurückkehrend, »halten wir uns bereit, uns zu schlagen.«

Diese Worte wurden mit lautem Jubel begrüßt, der die Parlamentäre veranlasste, ihre Schritte noch mehr zu beschleunigen, denn das Freudengeschrei klang ihnen wie ein Totenlied.

Der Graf wies hierauf jedem mit bewundernswürdiger Umsicht und Klarheit seinen Platz an, wo er während des Kampfes bleiben sollte. Die sämtliche Reiterei wurde unter den Befehl des Capitains de Laville gestellt. Don Cornelio, der erst am vorhergehenden Abend wieder eingetroffen war, sollte Adjutantendienste bei ihm versehen, und Valentin erhielt auf seinem Wunsch den Befehl über die kanadischen Jäger und die Indianer, mit der Be-

fugnis, so zu handeln, wie er es für das allgemeine Beste am angemessensten halte.

De Laville wurde mit ungefähr zehn Reitern auf Aufklärung ausgeschiedt.

Er kam bald zurück und berichtete, dass die Stadt in vollkommenem Verteidigungszustand zu sein scheine, dass die Dächer anfangen, sich mit Soldaten anzufüllen, mit allen Glocken der Stadt Sturm geläutet werde und die Trommeln ein furchtbares Getöse machten.

In dem Augenblick meldete ein Spion, dass die Bagagewagen von einer Truppe von dreihundert Indianern bedroht zu werden schienen. Der Graf schickte sofort zehn Mann als Verstärkung für die kleine Besatzung, welche er zurückgelassen hatte, ab.

Nachdem dieser letzten Pflicht genügt worden war, befahl er den Kreis zu schließen, in dessen Mitte er sich stellte, und mit bewegter Stimme wie folgt sprach:

»Kameraden! Die Stunde hat endlich geschlagen, wo wir uns für alle Kränkungen und schändlichen Verleumdungen, deren Opfer wir seit zwei Monaten waren, rächen werden! Vergessen wir aber nicht, dass wir Franzosen sind, und seien wir nach erfochtenem Sieg eben so großmütig, wie wir gegen die Kränkungen geduldig gewesen sind. Nicht wir haben den Krieg gewollt. Da man uns aber zu demselben zwingt, wollen wir ihn ertragen. Vergessen wir auch nicht, dass wir für die Befreiung eines Volkes kämpfen und unsere heutigen Gegner morgen unsere Brüder sein werden. Wir wollen furchtbar im Kampf aber sanft nach demselben sein. Nun noch ein Wort, vielmehr eine letzte Bitte: Überlasst den Mexikanern die Verantwortlichkeit des ersten Schusses, damit es offenbar sei, dass wir bis zuletzt den Frieden gewünscht haben. Auf, Ihr Brüder, und es lebe Frankreich!«

»Es lebe Frankreich!«, riefen die Abenteurer ihre Waffen schwingend.

»Jedermann auf seinen Posten!«, befahl der Graf.

Der Befehl wurde mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit

befolgt.

Don Louis zog seine Uhr hervor. Es war zehn Uhr. Da zog er seinen Säbel, schwang ihn über seinem Kopf, wandte sich zu der Compagnie, welche die Augen auf ihn gerichtet hatte, und rief mit hell tönender Stimme: »Vorwärts!«

»Vorwärts!«, wiederholten die Offiziere.

Die Kolonne setzte sich mit der größten Ordnung in Bewegung und rückte mit dem Gewehr im Arm im Sturmschritte an. Wir haben schon früher die Brücke erwähnt, welche als Einzige zur Stadt führte. Diese war verbarrikadiert worden und wurde von einem Haus aus verteidigt, das vom Keller bis zum Dach mit Soldaten vollgestopft war.

Totenstille herrschte rings umher. Die Franzosen marschierten so gelassen, aufrecht, und zuversichtlich heran, als ginge es zu einer Parade.

Sobald sie in Flintenschussweite gekommen waren, flammten die Mauern wie ein feuriger Gürtel, und ein furchtbarer Kugelregen lichtete die Reihen der Franzosen.

Die Compagnie zerstreute sich sofort in einzelne Tirailleure und kam im Sturmschritte heran.

Nun entwickelte sich der unglaubliche, unerhörte Kampf zwischen den zwölftausend Bewohnern einer mit festen Mauern umgebenen Stadt, und zweihundertundfünfzig Mann, die in indianischer Ordnung, das heißt einer hinter dem anderen standen.

Die Geschütze wurden von den Artilleristen eigenhändig gezogen und hielten Schritt mit der Mannschaft. Sie hielten nur an, um zu schießen und zu laden.

Ehe die Mexikaner sich besinnen konnten, stürmten die Franzosen wie ein Wirbelwind auf sie ein, griffen sie mit der blanken Waffe an, vertrieben die Verteidiger der Brücke, welche sie besetzten, zogen unaufhaltsam in die Stadt ein, und trieben alles, was ihnen in den Weg kam, mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich her.

Jetzt begann die eigentliche Schlacht. Die Franzosen sahen vier, mit Kartätschen geladene Kanonen gegen sich gerichtet, welche die Straße, in welcher sie sich befanden, in ihrer ganzen Länge bestrichen, während rechts und links aus den Fenstern der Häuser ein Kugelregen auf sie niederprasselte.

Die Lage fing an, bedenklich zu werden. Der Graf sprang vom Pferd, wandte sich zu seinen Soldaten und rief ihnen, indem er voraneilte, zu: »Wer nimmt die Kanonen?«

»Wir! Wir!«, brüllten die Franzosen, indem sie ihm mit beispiellosem Feuer folgten.

Die Artilleristen wurden neben ihren Kanonen niedergehauen und die Mündungen sofort gegen die Mexikaner gewendet.

In dem Augenblick erblickte der Graf Valentin und seine Jäger, von einer Rauchwolke umgeben, die sich wie Teufel schlugen, und die Indianer, welche vergebens versuchten, ihnen Widerstand zu leisten, unbarmherzig niedermetzeln.

»Mein Gott!«, rief der schwarze Hirsch bei jedem Säbelhieb voller Zuversicht aus, »welch ein guter Einfall war es doch von mir, dass ich gekommen bin!«

»Der Einfall war nicht übel!«, versetzte Belhumeur und hieb mit verdoppeltem Eifer um sich. Valentin hatte die Stadt umschlichen, und sich einer stehen gelassenen Leiter bedient, um die Mauer zu erklettern und den dort aufgestellten, unter dem Befehl eines Offiziers, stehenden Posten ohne Schwertstreich gefangen zu nehmen.

»Schönen Dank für die Leiter, Kamerad«, rief er Letzterem hohnlachend zu, worauf er die Tore der Stadt öffnete und die französische Reiterei einließ.

Die Mexikaner schlugen sich indessen mit verzweifelter Mut.

Der General Guerrero, der den Franzosen eine so derbe Lehre hatte geben wollen, war von dem Mut derselben so überrascht und bestürzt, dass er nicht wusste, was er tun sollte, um dem unaufhaltsamen Vordringen jener unüberwindlichen Teufel, wie er sie nannte, Einhalt zu gebieten. Nichts konnte sie abschrecken,

und statt das Feuer der Feinde zu erwidern, kämpften sie seit ihrer ersten Salve nur noch mit der blanken Waffe.

Da sich der General überall geschlagen sah, sammelte er seine Leute auf der Alameda, deren Zugänge er mit Kanonen besetzen ließ, die mit Kartätschen geladen waren.

Die Mexikaner waren trotz der starken Verluste, welche sie erlitten hatten, noch etwa sechshundert Mann stark, die sämtlich entschlossen waren, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Der Graf schickte Don Cornelio mit dem Befehl an den Capitain de Laville, die letzten Verteidiger der Stadt niederzuhauen und zu schießen, während er mit der Kavallerie und Infanterie eine andere Schwenkung unternahm.

Der Capitain sprengte sofort mit verhängtem Zügel davon und stieß mit der Brust seines Pferdes alle Hindernisse um, auf welche er traf. Sein Lauf war so rasch gewesen, dass er allein vor dem Feind ankam.

Die Mexikaner waren über die unerhörte Verwegenheit jenes Mannes so betroffen, dass sie einen Augenblick unschlüssig waren. Doch begannen sie auf den wiederholten Befehl ihres Anführers auf de Laville zu feuern, der ihnen Hohn zu bieten schien, und die Kugeln piffen wie Hagelkörner um die Ohren des unerschrockenen Franzosen, der ruhig und gefasst im Feuer stehen blieb. Valentin erschrak über die Tollkühnheit des Capitains und rückte mit verdoppelter Eile an der Spitze der Reiterei heran.

»Was Teufel, de Laville!«, rief er ihm bewundernd entgegen, »was tun Sie denn da?«

»Ich erwarte Sie, wie Sie sehen«, antwortete er mit liebenswürdiger Unbefangenheit.

Die Franzosen fühlten sich von den großherzigen Worten so begeistert, dass sie auf die Alameda einstürmten und unter dem Jubelruf Es lebe Frankreich! eine mörderische Salve auf die Feinde feuerten. Die Infanterie des Grafen beantwortete den Ruf von

der anderen Seite der Alameda, indem sie mit dem Bajonett auf den Feind losging.

Es entstand ein kurzer aber furchtbarer, verzweiflungsvoller Kampf.

Der Graf stand im dichtesten Gewühl und schlug sich wie der geringste seiner Soldaten, indem er die Leute fortwährend anfeuerte und immer weiter vordrang. Endlich sahen sich die Mexikaner trotz ihres verzweifelten Widerstandes gezwungen, vor den unbarmherzigen Streichen der Franzosen, welchen sie keinen ernstesten Widerstand entgegenzusetzen vermochten, und deren verwegener Mut sie mit Schrecken erfüllte und ihnen so übernatürlich vorkam, dass sie sie für Teufel hielten, zu weichen und flohen in allen Richtungen.

Trotz der Müdigkeit der Pferde verfolgte de Laville die Flüchtlinge an der Spitze der Reiterei.

Hermosillo war erobert, der Graf von Prèbois-Crancé hatte gesiegt.

Er hielt mitten unter den Leichen, die um ihn herum aufgehäuft waren, inne und zog gelassen seine Uhr.

Es war elf Uhr.

Er hatte seinen am selben Morgen gegen die Parlamentäre ausgesprochenen Entschluss pünktlich vollbracht und war Punkt elf Uhr Herr der Stadt.

Der Kampf hatte eine Stunde gedauert.

»Jetzt ist die Stadt unser, meine Brüder«, sagte der Graf, indem er seinen Säbel in die Scheide steckte.

»Es ist Blut genug geflossen, stehen wir jetzt den Verwundeten bei. Es lebe Frankreich!«

»Es lebe Frankreich!«, jubelten die Abenteurer mit ausgelassener Freude.

Kapitel 10

Nach dem Sieg

Noch nie war ein glänzenderer Sieg erfochten worden, noch nie hatte eine so kleine Truppe und unter scheinbar so ungünstigen Umständen das Feld behauptet.

Die mexikanische Armee floh in der größten Verwirrung aus Hermosillo und hinterließ dreihundert Tote und Verwundete, Bagage aller Art, Kanonen, Munition und Fahnen. Die Niederlage war vollständig.

Der General Guerrero sprengte mit Schamesröte auf den Wangen und dem bittersten Groll im Herzen mit verhängtem Zügel nach Urès, und die französische Reiterei jagte ihm mit gezogenen Säbeln nach.

Der Jubel der Abenteurer kannte keine Grenzen. Indessen war der glänzende Sieg nicht ohne schwere Verluste errungen worden, und die Zahl der Armee war bedeutend zusammengeschnitten. Die Franzosen zählten zweiundzwanzig Tote, welche verhältnismäßig ungeheure Zahl bewies, mit welcher Erbitterung sich die Mexikaner geschlagen hatten.

Der Graf betrauerte unter den Toten mehrere seiner besten Offiziere, die an der Spitze ihrer Leute, welche sie mit sich fortgerissen hatten, gefallen waren.

Der Graf selbst hatte, trotzdem seine Kleider von den Kugeln ganz durchlöchert waren, keine Verletzung erhalten. Fast hätte man glauben können, dass er unverwundbar sei, denn er hatte sein Leben weniger geachtet, als irgendeiner. Stets hatte er im dichtesten Gewühl gestanden, war stets der Erste von allen seinen wackeren Kameraden gewesen und hatte diese mit Worten und Gebärden angefeuert und es verschmäht, seinen Säbel anders zu gebrauchen als um die Streiche abzuwehren, welche nach ihm geführt wurden. Er hatte sich zugleich als Feldherr und als Soldat ausgezeichnet.

Nachdem der Kampf beendet war, nahm der Graf vom Cabil-

do Besitz, wohin er die mexikanischen Behörden berufen ließ, um mit ihnen die geeignetsten Anweisungen zu beraten, welche die Sicherheit der Stadt gebot. Don Cornelio war während des Kampfes nicht von seiner Seite gewichen und hatte seine Pflicht wacker getan.

»Don Cornelio«, redete ihn der Graf an, »ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie haben sich brav benommen. Zur Belohnung will ich Ihnen einen höchst wichtigen, vertraulichen Auftrag geben. Sind Sie zu müde, um Ihr Pferd zu besteigen?«

»Nein, Señor Condé, Sie wissen ja auch übrigens, dass ich ein alter erprobter Ginete bin.«

»Das ist wahr. Hier sind zwei Briefe. Der an Don Rafaël gerichtete soll ihm von Ihnen im Vorüberkommen in der Hacienda del Milagro überreicht werden. Den anderen befreien Sie angesichts von la Magdalena von dem ersten Umschlag und bringen ihn an die angegebene Adresse. Gesetzt den Fall, dass Sie unterwegs überfallen und gefangen genommen werden, darf man den Brief nicht bei Ihnen finden, und niemand darf den Inhalt desselben erfahren. Verstehen Sie mich?«

»Seien Sie unbesorgt, Señor Condé, der Brief wird nötigen Falls verschwinden.«

»Gut! Nehmen Sie ein frisches Pferd und brechen Sie unverzüglich auf. Es hängt Leben und Tod davon ab.«

»Ich gehe, Don Louis, Sie sollen von mir hören.«

Er begleitete die Worte mit einem unheimlichen Lächeln, welches der Graf nicht bemerkte. Don Cornelio entfernte sich, fünf Minuten später hörte man den Hufschlag seines Pferdes auf den Steinen des Weges erschallen.

Er war fort.

In dem Augenblick trat Valentin ein. Der gewöhnlich so ruhige Jäger sah verstört aus und schien heftig erregt zu sein. Er blickte sich um.

»Was suchst du?«, fragte der Graf, »und was bedeutet der Zustand, in welchem ich dich sehe.«

»Er bedeutet ...«, antwortete Valentin. »Aber, sieh das ist noch besser. Wirf einen Blick auf die Papiere, die ich im Haus des Generals Guerrero gefunden habe.«

Er überreichte dem Grafen ein Paket Briefe und andere Papiere. Letzterer überflog sie rasch mit den Augen.

»Wie!«, rief er zornig mit dem Fuß stampfend aus, »so schwarzer Undank nach so vielen Wohltaten. Tausend Teufel! Das Land muss verflucht sein, weil der Verrat hinter jedem Grashalm lauert!«

»Glücklicherweise halten wir die Beweisstücke in den Händen. Ich werde den Elenden selbst verhaften.«

»Es ist zu spät!«

»Wieso zu spät!«, rief der Jäger aus, »wo ist er denn?«

»Er ist mit einem sehr wichtigen Auftrag unterwegs, welchen er in meinem Namen dem Anführer der Unzufriedenen überbringen soll.«

»Tod und Teufel!«, rief der Jäger aus, »was ist zu tun? Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Elende dem Feind unsere Geheimnisse verraten wird.«

»Warte, ich habe ihm einen Brief für Don Rafaël mitgegeben, und er kann nicht umhin, ihn abzugeben.«

»Richtig wäre es auch nur, um keinen Verdacht zu erwecken. Ich eile zu der Hacienda del Milagro.«

»Geh mein Freund, ich kann dich leider nicht begleiten.«

»Das ist nicht nötig. Ich schwöre dir, dass, wenn jener Schurke, der Don Cornelio, in meine Hände fällt, so zertrete ich ihn wie eine Natter, die er ist! Lebe wohl!«

Der Jäger verließ den Cabildo rasch, und wenige Minuten später jagte er in Begleitung Belhumeurs, des schwarzen Hirsches, Curumillas und Adlerkopfes in Richtung der Hacienda del Milagro davon.

Der Graf widmete sich ohne Zeitverlust der Herstellung der Ruhe und Sicherheit in der Stadt. Die meisten mexikanischen Beamten waren geflüchtet. Er ernannte andere dafür, ließ die To-

ten beerdigen und ein Hospital für die Verwundeten einrichten, dessen Oberaufsicht er dem Pater Seraphin übertrug, der auch bei dieser Gelegenheit eine Selbstverleugnung und einen frommen Eifer an den Tag legte, der seines Gleichen suchte.

Es wurden Posten und Wachhäuser eingerichtet und Patrouillen befohlen, die Stadt zu durchstreifen, um die Ruhe zu erhalten, welche Anordnung überflüssig war, denn die Einwohner schienen ebenso entzückt zu sein wie die Franzosen. Die Straßen waren mit Fahnen geschmückt und der Ruf Es lebe Frankreich! Es lebe Sonora! erschallte überall und wurde mit unaussprechlicher Begeisterung wiederholt.

Nachdem der Graf den dringendsten Pflichten genüge getan hatte, ließ die Spannung, welche ihn bisher aufrechterhalten, nach, und die Natur gewann einen Augenblick die Oberhand und rächte sich für die lange Unterdrückung. Don Louis sank fast ohnmächtig in dem Lehnstuhl zurück, auf welchem er seit acht Stunden rastlos arbeitend saß.

Er blieb bis ziemlich tief in die Nacht so hilflos liegen, denn er hatte weder die Kraft zu rufen, noch sich zu regen.

Endlich trat der Capitain de Laville ein. Er kam, um seinem Vorgesetzten von der Verfolgung der Mexikaner Bericht zu erstatten. Der Zustand Don Louis erschreckte ihn.

Der Graf lag im heftigsten Fieber da und delirierte. Der Capitain rief sofort den Feldscher der Compagnie herbei, und man brachte den Grafen in ein, in der Eile aufgeschlagenes Bett.

Der Feldscher war nicht zu finden. Statt seiner erschien ein mexikanischer Arzt.

Derselbe erklärte, dass der Graf einen Anfall der Ruhr habe, und gab ihm einen Trank, welchen er sofort bereitet hatte.

Der Graf verfiel in einen totenähnlichen Schlaf, der beinahe zehn Stunden währte.

Glücklicherweise kam endlich der Regimentschirurg herbei. Nachdem er einen Blick auf den Grafen geworfen und einige Tropfen des Tranks untersucht hatte, die im Glas zurückgeblie-

ben waren, ließ er dem Kranken augenblicklich geschlagene Eier, mit Milch vermischt, reichen und ordnete Reibungen am ganzen Körper mit erwärmten Tüchern an.

»Aber, Doctor«, wandte der Capitain ein, »was für eine Behandlung fangen Sie denn da an? Der Arzt hat uns versichert, der Graf habe die Ruhr.«

Der Doctor lächelte traurig. »Ja«, sagte er, »er hat die Ruhr. Wissen Sie aber, was ihm der Arzt gegeben hat?«

»Nein.«

»Belladonna, das heißt Gift!«

»Was!«, rief der Capitain bestürzt aus.

»Still!«, fuhr der Chirurg fort, »es bleibt ein Geheimnis zwischen uns beiden.«

In dem Augenblick trat der Arzt ein. Es war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem Gesicht gleich dem einer aufgeschreckten Katze.

Der Capitain fasste ihn am Kragen und zog ihn in einen Winkel des Zimmers.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihm, indem er auf das Glas deutete, welches der Chirurg noch in der Hand hielt. »Was enthielt der Trank, welchem Sie dem Grafen eingegeben haben?«

Der Mexikaner erblasste. »Aber ...«, stotterte er.

»Gift, Elender!«, fuhr der Capitain heftig fort.

»Gift?«, rief jener aus und erhob die Hände und Blicke gen Himmel, »wäre es möglich? Ach Gott, lassen Sie mich sehen!«

Er betrachtete das Glas scheinbar sehr aufmerksam.

»Es ist wahr«, sagte er nach einer Weile, »per Dios! Welche Unbesonnenheit!«

Der Ausspruch kam den beiden Franzosen trotz ihrer Entüstung so köstlich vor, dass sie nicht an sich halten konnten und in ein homerisches Gelächter ausbrachen.

Der kleine Doktor benutzte ihre Heiterkeit, um unbemerkt zu entschlüpfen, und trotz aller Nachforschungen, welche man anstellte, war es unmöglich, ihn wiederzufinden. Wahrscheinlich

hatte er die Stadt verlassen.

Es gelang indessen der verständigen und liebevollen Pflege des Doktors, die Einwirkung des Giftes zu verhüten.

Der Graf fühlte sich etwas wohler und befahl, dass sich die Compagnie sofort im Patio des Cabildo versammeln solle.

Der Befehl ward rasch vollzogen, und eine Stunde später stand die Compagnie unter Waffen im Hof in Reih und Glied.

Der Graf ging, auf den Arm des Capitains de Laville gestützt, hinunter.

»Ich bin, wie ihr seht, krank, Kameraden«, sagte er. »Doch habe ich euch versammelt, um euch ein Versprechen mitzuteilen, das ich den Einwohnern von Hermosillo in eurem Namen gegeben habe. Ich habe denselben versichert, dass, wenn ihr auch über Haufen von Piastern und Unzen schreiten solltet, Ihr euch nicht bücken würdet, um sie aufzulesen. Habe ich recht getan?«

»Gewiss«, riefen alle, »Sie hatten recht!«

»Wir sind trotz aller Verleumdungen keine Räuber«, fuhr der Graf fort, »und der Augenblick es zu beweisen, ist gekommen.«

»Wir wollen es beweisen!«

»Ich danke euch, Kameraden!«

Die Compagnie ging auseinander und hielt ihr Versprechen gewissenhaft. Die halb entblößten Leute raubten nicht einmal eine Gürtelschnalle, trotzdem sie fast seit vier Monaten die härtesten Entbehrungen erduldeten.

Der Zustand des Grafen verschlimmerte sich indessen von Tag zu Tag, trotz der liebevollen Pflege des Paters Seraphin, der an seinem Bett wachte und ihn keinen Augenblick verließ.

Die geistige Anstrengung führte Don Louis Tod herbei. Er hatte seit der Abreise Don Cornelios weder von dem Spanier noch von Valentin etwas gehört. Zwei zuverlässige Boten, welche man zur Hacienda del Milagro geschickt hatte, waren nicht zurückgekehrt und weder Don Rafaël noch Dona Angela gab ein Lebenszeichen.

Ein solches Schweigen war unerklärlich. Auf der anderen Seite

wurde die Lage der Compagnie mit jedem Tage bedenklicher. Obgleich der Graf im Besitz einer ansehnlichen Stadt war, schien er verlässener zu sein wie je. Die Pueblos, welche sich erheben sollten, rührten sich nicht. Der Mann, welchem Don Louis geschrieben und der sich verbindlich gemacht hatte, das Zeichen des Aufstandes zu geben, antwortete nicht auf die an ihm ergangene Aufforderung und war stumm gegen die wiederholten Bitten, welche Don Louis an ihn richtete.

Die Ruhr ist eine jener schrecklichen Krankheiten, welche die Fähigkeiten des Menschen vollständig vernichten. Der Graf war ziemlich lange unfähig, sich um irgendetwas zu kümmern.

Señor Pavo war von Guaymas eiligst nach Hermosillo gekommen, angeblich, um dem Grafen zu seiner glänzenden Waffentat Glück zu wünschen, in Wahrheit aber, um ihn desto leichter verraten zu können.

Don Louis war allein, ohne einen Freund, welchen er vertrauen konnte, auf ein Schmerzenslager geworfen, während ihn innerlich die tödlichste Sorge verzehrte, und der tiefsten Trostlosigkeit Preis gegeben, weil er sich zur Untätigkeit verdammt sah und die Früchte seiner Mühen und Anstrengungen verlieren musste.

Der Capitain de Laville, der einzige Mensch, welchem er sich hätte anvertrauen können, war von derselben Krankheit befallen wie sein Vorgesetzter und gleich ihm unfähig zu handeln.

Der Señor Pavo benutzte diese Lage der Dinge schlau, um den Keim der Unzufriedenheit unter die Franzosen zu säen.

Der Graf war die Seele der Compagnie und das einzige Band, welche sie einig und zusammenhielt. Sobald er fehlte, fehlte es an allem.

Der Señor Pavo spann nun im Stillen seine Fäden. Auf seinen Antrieb erschienen die Abenteurer zu jeder Stunde des Tages vor dem Grafen und brachten nach der Reihe die lächerlichsten Klagen vor, die sie mit der Drohung, ihn zu verlassen, begleiteten. Die Sache war endlich auf einen Punkt gediehen, wo eine Entscheidung unvermeidlich war.

Es gab zwei Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Erstens, wenn man dem Vorteil entsagte, welchen man durch die Einnahme von Hermosillo errungen hatte und sich nach Guaymas zurückzog. Der französische Bevollmächtigte, Señor Don Antonio Mendez Pavo flüsterte dem Grafen dieses Mittel ein.

Zweitens, wenn man sich durch Gewalt und selbst durch Schrecken in Hermosillo behauptete und dort die Hilfe erwartete, welche bald aus Kalifornien eintreffen musste. Denn die Nachricht von dem glänzenden Sieg des Grafen hatte sich rasch dort verbreitet und die Gemüther der dort verweilenden Abenteurer entzündet.

Beide Wege waren dem Grafen in gleichem Grad zuwider. Der Erste erschien ihm schmachvoll, der Zweite unausführbar. Die Lage wurde aber immer peinlicher und unerträglicher. Da ereignete sich etwas Seltsames, was wir, wenn wir statt einer wahren Geschichte einen Roman schreiben hätten, gewiss nicht erfunden haben könnten.

Die Compagnie war durch die scheinheiligen Klagelieder des Señor Pavo und die heimlichen Schliche, welche er anwendete, dermaßen aufgereizt worden, dass sie ihrem Anführer den größten Ungehorsam, ja fast offenen Aufruhr entgegenstellte. Da sie sahen, dass der Graf von Prèbois-Crancé zu krank war, um kräftig einzuschreiten und sich ihren Willen nicht wiedersehen könne, erklärten sie ihm, dass sie Hermosillo und ihn verlassen würden, wenn er nicht augenblicklich Befehl erteile, den Rückzug anzutreten.

Der Graf musste nachgeben.

Der General Guerrero hatte sein Ehrenwort gegeben, dass der Rückzug nicht gestört werden solle.

Don Louis setzte es durch, dass man ihm Geißeln stellte, welche für die Verwundeten bürgten, welche er genötigt war, zurückzulassen, und so ließ er sich dann mit gebrochenem Herzen, kraft- und mutlos in eine Sänfte tragen.

Als die Freiwilligen ihren geliebten Anführer erblickten, fühl-

ten sie sich plötzlich umgewandelt und so gerührt, ihn so elend und fast vernichtet vor Schmerz zu sehen, dass sie sich um die Sänfte drängten, ihm Treue und Gehorsam schworen und gelobten, bis auf den letzten Mann für ihn zu sterben.

Ein schwermütiges Lächeln umschwebte die Lippen des Sterbenden. Diese Beweise der Ergebenheit kamen zu spät. Der Graf hatte den bitteren Kelch der Kränkungen und Schmähungen bis auf die Hefe geleert. Er hatte den Glauben an seine Kameraden verloren.

Der Rückzug wurde angetreten.

Trotz des feierlichen Versprechens des Generals war er eine ununterbrochene Reihe von Scharmützeln, doch bedeckten sich die Franzosen mit einem letzten Schimmer von Ruhm. Der Pulverdampf rief die Abenteurer zum Bewusstsein ihrer vollen Kraft zurück, und sie wehrten die Angriffe der Mexikaner so kräftig ab, dass sie dieselben zwangen, sich schmachvoll zurückzuziehen und sie fortan nicht mehr zu beunruhigen. Drei Stunden vor Guaymas schlugen die Compagnie ihr Lager auf und war entschlossen, sich Bahn zu brechen und den Hafen am nächsten Tag, wenn es sein müsse, mit Gewalt zu betreten.

Der Graf fühlte sich durch die Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf etwas belebt und schlief, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen hatte, ein.

Gegen Mitternacht weckte man ihn mit der Meldung, dass Parlamentäre eingetroffen seien.

Es war der Señor Pavo und ein Kaufmann von Guaymas.

Sie waren vom General Guerrero geschickt worden.

Sie überbrachten den Vorschlag eines Waffenstillstandes von achtundvierzig Stunden und einen Brief des Generals, in welchem er den Grafen dringend bat, sich zu ihm zu begeben, um persönlich wegen der Friedensbedingungen mit ihm zu unterhandeln.

»Ich willige in den Waffenstillstand ein«, antwortete der Graf.
»Wenn mir der General eine Bedeckung schickt, will ich zu ihm

kommen.«

Seine Gefährten rieten ihm ab.

»Warum nehmen Sie nicht die Reiterei mit?«, fragte einer.

»Wozu?«, antwortete er mutlos, »hat man es doch auf mich allein abgesehen. Ist es eine Falle, welche man mir stellt, so gerate ich allein hinein.«

Die Abenteurer drangen in ihm, doch blieb er unerschütterlich.

»Wir verstehen uns nicht mehr«, sagte er zu ihnen. Hierauf wandte er sich zu den Parlamentären.

»Kehren Sie nach Guaymas zurück, meine Herren, und sagen Sie dem General Guerrero, dass ich ihm danke und seine Bedeckung erwarte.«

Dieselbe traf wirklich mit Anbruch des Tages ein und der Graf entfernte sich, nachdem er seinen Gefährten einen letzten, traurigen Blick zugeworfen hatte, welche ihn beklommen und mit tränenenden Augen nachschauten.

Jetzt war die Trennung zwischen der Compagnie und ihrem Anführer vollständig erfolgt.

Der General Guerrero empfing den Grafen von Prèbois-Crancé bei seinem Einzug in Guaymas mit den Ehrenbezeugungen, welche einem Feldherrn zukommen.

Don Louis lächelte verächtlich. Was kümmerte ihm das eitle Gepränge!

Der Graf und der General unterhielten sich lange Zeit miteinander.

Der General hatte seine Bestechungspläne noch nicht aufgegeben. Don Louis lehnte, wie das erste Mal, alle seine Vorschläge entschieden ab.

Die Compagnie war jetzt schutzlos den Ränken des Señor Pavo preisgegeben. Er verlor keinen Augenblick. Auf seinen Antrieb schickten die Abenteurer eine Deputation von zwei Matrosen an den Grafen mit der Weisung, um jeden Preis einen Vergleich einzugehen.

Der Señor Pavo hatte zwei der ausgemachtsten Dummköpfe

zu Boten gewählt. Der würdige Mann wusste recht gut, was er tat.

Die beiden Seeleute kamen zu dem Grafen, der ihnen sagen ließ, dass er sie jetzt nicht sehen könne und sie bitte, ein wenig zu warten.

Die beiden Gesandten, die sich nicht wenig auf die Wichtigkeit des ihnen anvertrauten Auftrages einbildeten, fühlten sich in ihrer Würde gekränkt und verließen augenblicklich das Haus des Grafen unter Verwünschungen über seine Frechheit, um geradewegs zum General Guerrero zu gehen.

Derselbe war bereits gebührend unterrichtet, wusste, was geschehen würde, und erwartete sie mit Ungeduld.

Er ließ sie, sobald sie sich genannt hatten, vor, und empfing sie auf das Zuvorkommendste. Nachdem er sie gebührend mit Weihrauch benebelt hatte, ließ er sie einen Vertrag unterschreiben – oder vielmehr ein Kreuz darunter zeichnen, – in welchem sie sich verbindlich machten, da sie von ihrem Anführer schändlich verlassen und hintergangen worden, die Waffen zu strecken und gegen Auszahlung einer Summe von elftausend Piaster, das Land zu verlassen. Man muss bekennen, dass es nicht teuer war, und der General Guerrero ein gutes Geschäft machte, und zwar um so nicht, als ihm die Waffen der Compagnie verblieben. Ja, die Mexikaner sind geborene Kaufleute und geriebene Diplomaten!

Da die Mexikaner die Compagnie nicht besiegen konnten, kauften sie sie zwei Elenden durch die Vermittlung eines Dritten ab, dessen Pflicht es gewesen wäre, sie zu beschützen.

Auf solche Weise brachte sich die Compagnie Atrevida selbst ums Leben, sie führte ihre Auflösung selbst herbei, ohne nur zu versuchen, den Anführer wiederzusehen, der ihr Abgott gewesen war.

Wir müssen zur Ehre der französischen Bevollmächtigten hinzufügen, dass in dem Vertrag, welchen sie unterzeichneten, die Freiheit des Grafen feierlich verbürgt war.

Wie kam es aber, welche Verkettung von Umständen hatte bewirkt, dass der Graf in einer so schwierigen Lage von seinen Freunden so vollständig verlassen worden war?

Wie kam es, dass sich der General Guerrero, sein erbittertester Feind, so mild, ja fast großmütig gegenüber Don Louis benahm, als die letzten Ereignisse, welche wir berichtet haben, stattfanden.

Wir wollen es erklären. Doch müssen wir zu dem Zweck etwas zurückgehen und zu Valentin und seinen Begleitern zurückkehren, die wir in dem Augenblick verlassen haben, wo sie im Galopp zu der Hacienda jagten.

Kapitel 11

Die Hazienda del Milagro

Der Weg von Hermosillo zu der Hazienda del Milagro ist vollkommen gebahnt und von Anfang bis zu Ende gerade und breit.

Obwohl die Nacht sehr finster war, ritten doch die fünf Reiter nebeneinander und hätten Don Cornelio sehen müssen, wenn sie ihn auf dem Weg getroffen hätten. Sie erreichten aber die Hazienda, ohne ihn erblickt zu haben.

Der Weg war in allen Richtungen, teils durch die Franzosen, teils durch die Mexikaner seit einigen Tagen so viel betreten worden, dass es den erfahrenen Jägern unmöglich war, einen Fußstapfen oder eine sonstige Spur zu entdecken, welche sie hätte leiten können.

Die Spuren der Räder, die Fußstapfen der Pferde und Menschen waren dermaßen ineinander gewirkt, dass sie selbst für das schärfste Auge vollkommen unleserlich blieben.

Valentin bemühte sich wiederholt, aber stets vergebens jene Schrift der Wildnis zu lesen.

Je weiter die Jäger daher vordrangen, um so mehr stieg ihre Besorgnis.

Es mochte acht Uhr morgens sein, als sie die Hazienda erreich-

ten.

Sie waren ohne Aufenthalt die ganze Nacht gereist und hatten sich nur hin und wieder aufgehalten, um die Spur desjenigen zu suchen, den sie verfolgten.

Auf der Hazienda war es still. Die Peonen waren an ihrer gewohnten Arbeit und auf den Triften weidete die Ganado friedlich.

Die Jäger traten ein.

Don Rafaël war im Begriff, aufs Pferd zu steigen, um, wie es den Anschein hatte, einen Ausflug in die Umgebung zu machen.

Ein Peone hielt einen prächtigen Mustang am Zügel, der vor Ungeduld über sein langes Warten seine Gebissstange zernagte und ungeduldig mit den Hufen auf die Erde stampfte.

Als der Haziendero die Ankömmlinge erblickte, kam er ihnen entgegen, indem er ihnen scherzhaft mit seiner Chicote drohte.

»Aha«, sagte er lachend, »da kommen ja meine Ausreißer wieder. Guten Tag, meine Herren.«

Die Angeredeten waren über die heitere Laune des Hausherrn, welche ihnen ganz unerklärlich vorkam, so erstaunt, dass sie stumm blieben.

Da bemerkte Don Rafaël erst ihr düsteres und verlegenes Aussehen.

»Was habt Ihr denn?«, fragte er in ernstem Ton. »Bringt Ihr etwa schlechte Nachrichten?«

»Vielleicht«, versetzte Valentin traurig. »Gebe Gott, dass ich mich täusche!«

»Redet, erklärt Euch. Eben wollte ich ausreiten, um Nachrichten einzuholen. Das ist nun nicht mehr nötig, da Ihr gekommen seid.«

Die Jäger tauschten einen einverstandenen Blick aus.

»Natürlich, denn wir werden Ihnen jede gewünschte Auskunft geben.«

»Desto besser. Steigt vor allen Dingen vom Pferd und kommt mit ins Haus, dort können wir ungestörter reden.«

Die Jäger stiegen ab und folgten Don Rafaël in ein geräumiges Zimmer, welches dem Haziendero als Besuchs- und Geschäftslokal diente.

Nachdem sie eingetreten waren, widersetzte sich Valentin dem Schließen der Tür.

»Auf diese Weise«, sagte er, »haben wir keine neugierigen Ohren zu fürchten.«

»Wozu so große Vorsicht?«

»Das will ich Ihnen sagen. Wo sind gegenwärtig Dona Luz und Dona Angela?«

»Sie schlafen wahrscheinlich noch.«

»Gut. Sagen Sie mir, Treuherz, haben Sie während der letzten vierundzwanzig Stunden keinen Besuch gehabt?«

»Seit der Abreise des Grafen von Prèbois-Crancé habe ich keinen Menschen gesehen.«

»So«, antwortete der Jäger. »Sie haben also heute Nacht keinen Kurier erhalten?«

»Keinen.«

»Sie wissen also auch nicht, was gestern geschehen ist?«

»Keineswegs.«

»Sie haben nicht gehört, dass der Graf eine Schlacht geliefert hat?«

»Nein.«

»Dass er Hermosillo eingenommen hat?«

»Nein.«

»Und dass die Armee des Generals Guerrero eine vollständige Niederlage erlitten hat?«

»Kein Wort. Es ist also wirklich so, wie Sie sagen?«

»Allerdings.«

»Der Graf hat gesiegt?«

»Ja, und ist jetzt im Besitz von Hermosillo.«

»Das ist unerhört! Jetzt habe ich Ihre Fragen alle beantwortet, lieber Freund, und bitte Sie mir gefälligst eben so bündig und unumwunden sagen zu wollen, warum Sie mir dieselben vorge-

legt haben?«

»Kaum sah sich der Graf im Besitz Hermosillos, als er auch an Sie und wahrscheinlich noch jemand dachte, und sofort einen Kurier abschickte, der Ihnen einen Brief überbringen sollte.«

»Mir? Das ist doch seltsam. Wahrscheinlich war der Kurier ein Eingeborener, ein Indianer?«

»Nein, es war Don Cornelio Mendoza, ein spanischer Edelmann, auf welchen Sie sich vielleicht besinnen können?«

»Freilich! Ein tapferer Kamerad, sehr aufgeräumt, und der fortwährend die Vihuela spielte.«

»Richtig«, versetzte Valentin in spöttischem Ton. »Nun eben jener wackere, aufgeräumte Kamerad, der fortwährend die Vihuela spielte, liebster Treuherz, ist ganz einfach ein Verräter, der unsere Geheimnisse an den Feind verkaufte.«

»Was höre ich, Valentin, man muss seiner Sache sehr gewiss sein, um eine solche Anschuldigung gegen einen Caballero auszusprechen!«

»Es ist leider im gegenwärtigen Fall unmöglich, den leisesten Zweifel zu hegen«, fuhr der Jäger traurig fort. »Die ganze Korrespondenz, welche er mit dem General Guerrero geführt hat, befindet sich in den Händen des Grafen.«

»Cuerpo de Christo!«, rief Don Rafaël aus. »Wissen Sie, lieber Freund, dass die Geschichte sehr ernst ist!«

»Ich bin so fest davon überzeugt, dass ich, trotzdem ich todmüde war, doch jene Herren gebeten habe, mich zu begleiten und in größter Eile hergekommen bin, in der Hoffnung, ihn unterwegs zu treffen und verhaften zu können, denn außer dem für Sie bestimmten Brief hat er noch einige andere bei sich, die an mehrere einflussreiche Leute des Landes gerichtet sind, und sie in die größte Gefahr stürzen können.«

»Das ist wirklich eine schlimme Geschichte«, sagte Treuherz nachdenklich. »Es scheint gewiss zu sein, dass der Elende, statt herzukommen, stehenden Fußes zum General geeilt ist, um ihm jene Briefe auszuliefern.«

»Daran ist leider nicht mehr zu zweifeln.«

»Was ist zu tun?«, murmelte Don Rafaël halb unbewusst.

Es folgte eine Pause. Jedermann sann über ein Mittel nach, den üblen Folgen des Verrates zu begegnen. Curumilla und Adlerkopf standen auf und schickten sich an, das Zimmer zu verlassen.

»Wo geht Ihr hin?«, fragte Valentin.

»Während unsere Brüder sich beraten,« beantwortete der Araukan, »wollen der Häuptling und ich auf Ausschau gehen.«

»Ihr habt recht, Häuptling. Geht, geht«, antwortete der Jäger. »Ich weiß nicht warum«, fügte er traurig hinzu, »mir ahnt aber ein Unglück.«

Die beiden Indianer entfernten sich.

»Kennen Sie den Inhalt des Briefes, welchen mir der Graf geschickt hat?«, fragte Don Rafaël nach einer Weile.

»Nein, auf Ehre! Wahrscheinlich teilte er Ihnen die Nachricht seines Sieges mit und bat Sie, Dona Angela nach Hermosillo zu bringen. Jedenfalls war der Brief hinreichend gefährlich.«

»Das bekümmert mich am wenigsten, denn der General Guerrero wird sich bedenken, ehe er es wagt, mit mir anzubinden.«

»Warum verlieren wir die kostbare Zeit mit eitlen Worten? Es bleibt uns nichts übrig, als nach Hermosillo zurückzukehren und Dona Angela mitzunehmen«, bemerkte Belhumeur.

»Das scheint mir auch das Einfachste«, bekräftigte Valentin.

»Ja«, sagte Don Rafaël, »wir können uns dadurch dem Grafen nur angenehm machen.«

»Nun, dann wollen wir unsere Absicht ohne Zeitverlust ausführen«, fuhr Belhumeur fort. »Während Schwarzer Hirsch und ich alles zur Abreise vorbereiten, wird Treuherz Dona Angela von unserem Entschlusse benachrichtigen.«

»Tut also daran und beeilt Euch«, sagte Valentin. »Ich weiß nicht, welche Unruhe ich habe, ich möchte aber schon fort sein.«

Sie trennten sich ohne weitere Bemerkung, und der Jäger blieb allein.

Valentin konnte seine innere Unruhe nicht bezwingen. Er schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab, blieb zuweilen stehen, um zu lauschen oder einen Blick aus dem Fenster zu werfen, und sah aus, als erwarte er, einen Feind auftauchen zu sehen.

Endlich konnte er es nicht mehr ertragen und ging hinaus.

Die beiden Jäger waren emsig beschäftigt, die Pferde einzufangen und zu satteln, während Peonen Maultiere vorführten, um das Gepäck aufzuladen.

Valentins Angst stieg mit jedem Augenblick. Er half seinen Gefährten mit fieberhafter Hast und trieb jeden zur Eile an.

Eine Stunde verstrich. Alles war bereit und man wartete nur noch auf Dona Angela. Endlich erschien sie in Begleitung von Dona Luz und Don Rafaël.

»Endlich!«, rief Valentin aus, »geschwind auf die Pferde, und fort!«

»Fort!«, riefen die Anwesenden.

Jeder schwang sich in den Sattel.

Plötzlich ließ sich von außen ein großes Geräusch vernehmen, und Curumilla stürzte atemlos und verstört herbei.

»Fliehet! Fliehet!«, rief er ihnen zu, »sie kommen!«

»Fort!«, rief Valentin.

Aber ein unüberwindliches Hindernis stellte sich ihnen entgegen. In dem Augenblick, wo sie aus dem Tor der Hazienda treten wollten, fanden sie dasselbe durch das Vieh versperrt, welches die Peonen eiligst vom Felde heimtrieben, um wahrscheinlich zu verhüten, dass es von den Marodeuren geraubt werde.

Die armen Tiere drängten sich alle so hastig durch die Tür, als wollten sie zugleich eindringen, und stießen, von den Peonen angestachelt, ein klägliches Gebrüll aus.

Es war nicht daran zu denken, eher hinauskommen zu wollen, bis das ganze Ganado herein war. Denn es war unmöglich, es zurückzutreiben, um die Tür freizumachen. Die Flüchtlinge sahen sich daher wider Willen gezwungen zu warten.

Valentin war außer sich vor Zorn.

»Ich wusste es! Ich wusste es!«, murmelte er in dumpfem Ton, indem er wütend die Fäuste ballte.

Endlich, nach fast einer Stunde, denn Don Rafaël besaß zahlreiche Herden, war die Tür frei.

»Fort, in Gottes Namen!«, rief Valentin aus.

»Es ist zu spät«, sagte Adlerkopf, der plötzlich, auf der Schwelle der Tür erschien.

»Verwünscht!«, heulte der Jäger und stürzte hinaus.

Er warf einen Blick um sich und stieß einen Schrei der Bestürzung aus.

Die Hazienda war von mehr als hundert mexikanischen Reitern vollständig eingeschlossen, und unter denselben erblickte man den General Guerrero.

»Ach! Der elende Verräter!«, rief der Jäger aus.

»Nur Mut, lassen wir uns nicht gleich zu Boden schmettern«, sagte Treuherz. »Cuerpo de Christo, es ist noch nicht so lange her, seitdem ich das Leben der Wildnis aufgegeben habe, dass ich die üblichen Schliche vergessen haben sollte. Lassen wir den Leuten nicht Zeit, sich zu besinnen. Greifen wir sie an und brechen uns eine Bahn.«

»Nein«, sagte Valentin entschieden, »das ist unmöglich! Schließt und verrammelt die Tür, Belhumeur!«

Der Canadier gehorchte schleunig.

»Aber ...«, wandte Don Rafaël ein.

»Treuherz«, fuhr Valentin fort, »es steht nicht mehr bei Ihnen, nach Ihrem Gutdünken zu handeln und sich in ein verzweifertes Unternehmen zu stürzen. Sie müssen sich für Ihre Frau und Kinder erhalten. Dürfen wir überdies Dona Angela der Gefahr aussetzen, in unserer Mitte getötet zu werden.«

»Das ist wahr«, antwortete er. »Verzeihen Sie mir, ich war von Sinnen.«

»Ach«, rief Dona Angela aus, »was kümmert mich der Tod, wenn ich den Geliebten nicht wiedersehen soll?«

»Señorita«, antwortete der Jäger zurechtweisend, »lassen Sie

den Ereignissen ihren Lauf. Wer weiß, ob es nicht besser so ist? Für jetzt kehren Sie in das Haus zurück und überlassen uns die Führung der Sache.«

»Kommen Sie, mein Kind«, fügte Dona Luz liebevoll hinzu, »Ihre Gegenwart hier ist überflüssig und kann bald gefährlich werden.«

»Ich folge Ihnen, Señora«, antwortete das junge Mädchen niedergeschlagen.

Sie entfernte sich hierauf langsam, gestützt auf den Arm der Dona Luz, welche sie, dem Drange ihres Herzens folgend, zu trösten suchte.

Don Rafaël hatte allen seinen Dienern befohlen, sich zu bewaffnen und sich bereitzuhalten, hartnäckigen Widerstand zu leisten, wenn die Hazienda angegriffen werden sollte, was nach den Bewegungen, welche der General seine Leute machen ließ, jeden Augenblick zu erwarten war.

Die Peonen der Hazienda waren zahlreich und ihrem Herrn treu ergeben. Der Kampf schien daher heiß werden zu wollen.

Plötzlich wurde wiederholt an die Tür geschlagen.

Valentin, der seit einiger Zeit in tiefes Nachdenken verloren zu sein schien, neigte sich zu Don Rafaël und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

»Das wäre ja beinahe eine Feigheit«, erwiderte jener.

»Es muss sein!«, antwortete der Jäger in dringlichem Ton.

Während Treuherz ziemlich unmutig zur Tür ging, trat der Jäger in das Haus.

Don Rafaël öffnete einen, in der Tür angebrachten Schieber und fragte, wer da sei und was man wolle. Nachdem er mit den vor der Tür Stehenden eine Weile unterhandelt hatte, befahl er, zur großen Verwunderung aller Anwesenden, die Tür freizumachen.

Es war bald geschehen.

Der General erschien in Begleitung mehrerer Offiziere und trat entschlossen ein.

»Ich bitte mir zu verzeihen, dass ich Sie habe warten lassen, General«, sagte Don Rafaël, »ich wusste nicht, dass Sie es waren.«

»Caramba, Amigo«, antwortete der General lächelnd, indem er sich umblickte. »Sie haben, wie ich sehe, eine zahlreiche Besatzung.«

»Mit den letzten Ereignissen, die in Sonora stattgefunden haben, sind die Wege so unsicher geworden und wimmeln von Marodeuren«, sagte Don Rafaël, »es ist daher geraten, sich vorzusehen.«

Der General nickte mit dem Kopf. »Seht wohl, Caballero,« versetzte er trocken. »Ich bin aber keineswegs erfreut, so viele Leute zu sehen, die ohne gesetzlichen Grund zu den Waffen greifen. Fort mit den Waffen, meine Herren!«

Die Peonen blickten auf ihren Gebieter. Dieser biss sich auf die Lippen, winkte ihnen aber zu gehorchen.

Sämtliche Waffen wurden auf den Boden geworfen.

»Ich bedaure, Don Rafaël, genötigt zu sein, eine Besatzung in Ihrer Hazienda zurückzulassen. Sie, so wie alle hier Anwesenden sind meine Gefangenen. Halten Sie sich bereit, mir nach Guaymas zu folgen.«

»Belohnen Sie mich auf solche Weise dafür, dass ich Ihnen die Tür meines Hauses geöffnet habe?«, antwortete Don Rafaël bitter.

»Ich wäre, wenn nötig, mit Gewalt eingedrungen«, fuhr der General in strengem Ton fort, »und jetzt lassen Sie meine Tochter augenblicklich rufen.«

»Hier bin ich, Vater«, sagte das junge Mädchen, indem sie auf der obersten Stufe der Aufgangstreppe erschien. Dona Angela stieg langsam in den Hof hinunter, ging zu ihrem Vater und blieb zwei Schritte vor ihm stehen.

»Was willst du von mir?«, fragte sie ihn.

»Dir den Befehl erteilen, mir zu folgen«, antwortete er barsch.

»Ich kann nicht umhin, dir zu gehorchen«, erwiderte sie. »Aber

du kennst mich, mein Vater, und ich erkläre dir, dass mein Entschluss unabänderlich ist. Ich habe die Mittel in Händen, mich deiner Tyrannei zu entziehen, sobald sie mir so drückend wird, dass ich sie nicht mehr ertragen kann. Dein Benehmen wird die Richtschnur des meinen sein. Jetzt wollen wir fort!«

Der ehrgeizige Mann hegte nur eine lebhaftere, reine Neigung in seinem Herzen, das war die Liebe zu seiner Tochter, die eben so tief wie grenzenlos war.

Der Mensch, der vor keiner noch so grausamen Tat zurückschreckte, wo es galt, sein Ziel zu erreichen, zitterte vor einem Stirnrunzeln des sechszehnjährigen Mädchens, welches sich seiner Gewalt über den Vater vollkommen bewusst war und diese unbedenklich missbrauchte.

Andererseits wusste Don Sebastian sehr gut, welcher eisernen Willen und unbeugsamen Sinn seine Tochter besaß. Er zitterte daher bei ihrer kaltblütigen Erklärung, ohne sich es indessen anmerken zu lassen.

Er wandte sich mit verächtlicher Miene ab und befahl aufzubrechen.

Eine Viertelstunde später waren sämtliche Gefangene auf dem Weg nach Guaymas, und nur der General Don Ramon und Dona Luz blieben unter der Aufsicht von ungefähr fünfzig Reitern in der Hazienda zurück, deren Offizier Befehl hatte, sie mit niemandem verkehren zu lassen.

Als Valentin sah, dass der General seine Niederlage mit so viel Fassung ertrug, erkannte er sofort die Lage der Dinge. Vermöge seines angeborenen Scharfsinnes erriet er, dass infolge des von Don Cornelio begangenen Verrates, sich die Pueblos nicht erheben, die Hazienderos, welche dem Grafen ihr Wort bereits verpfändet hatten, fern bleiben und der ganze Aufstand scheitern würde, sodass der Graf, krank wie er war und von allen verlassen, wahrscheinlich gezwungen sein würde, mit dem besiegten Feinde zu unterhandeln. Deshalb forderte er Don Rafaël auf, keinen unnötigen Widerstand zu leisten, welcher ihm nur schaden

konnte, so wie er aus demselben Grund Dona Angela überredet hatte, scheinbar zu gehorchen und zu ihrem Vater zurückzukehren.

Wie man gesehen hat, war die Vermutung des Jägers vollkommen richtig und seine Berechnung eingetroffen.

Indessen irrte er, als er hoffte, dass es ihm gelingen würde, seinen Milchbruder von dem Vorgefallenen benachrichtigen zu können. Die Befehle, welche der General wegen der Gefangenen hinterlassen hatte, wurden so pünktlich befolgt, dass es unmöglich war, dem Grafen irgendeine Nachricht zukommen zu lassen.

Nun haben wir die Ereignisse, welche sich in der Hazienda zgetragen haben, mitgeteilt und wollen den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, um endlich an den Schluss des langen Dramas zu gelangen.

Kapitel 12

Der Eber kehrt sich gegen die Hunde

Wir bitten den Leser, uns ungefähr ein Jahr nach den zuletzt berichteten Vorfällen nach Guaymas zu folgen.

Ein Mann, der ein militärisches Kleid trug, welches große Ähnlichkeit mit einer mexikanischen Uniform hatte, schritt mit den Händen auf dem Rücken in einem prachtvoll ausgestatteten Zimmer auf und ab. Der Mann schien sehr vertieft in seine Gedanken zu sein. Zuweilen runzelte er die Brauen und blickte ungeduldig zu einer auf einer Konsole stehenden Uhr.

Offenbar wartete er auf jemanden, der nicht kam, denn sein Unmut und seine Ungeduld stieg mit jedem Augenblick. Er griff nach seinem Hut, den er beiseitegelegt hatte, und wollte sich wahrscheinlich entfernen, als eine Tür geöffnet wurde und ein Diener mit der Meldung eintrat: »Señor Exzellenz Don Sebastian Guerrero.«

»Endlich!«, brummte der Besucher zwischen den Zähnen. Der General trat ein. Er war in voller Uniform.

»Verzeihung, lieber Graf«, sagte er in herzlichem Ton, »dass ich Sie so lange habe warten lassen. Ich habe die Zudringlichen, die mich belagerten, nur mit Mühe entfernen können. Endlich stehe ich vollständig zu Ihren Diensten und bin bereit, die Mitteilungen entgegenzunehmen, welche Sie mir zu machen haben.«

»General«, antwortete der Graf, »zweierlei Gründe führen mich heute her. Erstens wünsche ich auf die Vorschläge, welche ich die Ehre hatte, Ihnen bereits vor mehreren Tagen vorzulegen, eine entscheidende, unumwundene Antwort zu bekommen. Zweitens habe ich ernste Klagen zu führen, wegen gewisser Ereignisse, die zum Nachteil des französischen Bataillons stattgefunden haben, und von welchen«, fügte er mit einem Anflug von Spott hinzu, »Sie wahrscheinlich nicht unterrichtet sind.«

»Ich höre von Ihnen das erste Wort davon, Graf. Seien Sie versichert, dass es mein ernster Wille ist, dem französischen Bataillon nach allen Seiten hin gerecht zu werden, denn ich habe, seitdem es ins Leben getreten ist, nur Lobenswertes gehört, und es hat sich nicht nur musterhaft benommen, sondern hat uns zahlreiche Dienste erwiesen.«

»Das sind freundliche Worte, General. Warum sind sie nur leere Redensarten?«

»Sie irren, Graf, und ich hoffe, Ihnen bald das Gegenteil zu beweisen. Doch sprechen wir nicht mehr davon und wenden wir uns den Beschwerden zu, welche Sie vorzubringen haben. Reden Sie.«

Die beiden Männer, welche so freundschaftlich und höflich miteinander verkehrten, waren der General Guerrero und der Graf Louis de Prèbois-Crancé, welche wir als erbitterte Feinde haben einander gegenüberstehen sehen.

Was war seit dem Vertrag von Guaymas geschehen? Welcher triftige Grund hatte sie bewogen, ihren Groll zu vergessen? Welche Berührungspunkte bestanden zwischen ihnen, die eine so merkwürdige und unerklärliche Umwandlung herbeigeführt

hatten?

Wir bitten den Leser um die Erlaubnis, uns eingehender darüber verbreiten zu dürfen, ehe wir weiter gehen, und zwar um so mehr, als unsere Erzählung dazu beiträgt, den mexikanischen Charakter im vollsten Licht zu zeigen.

Nachdem es dem General gelungen war, den Vertrag von Guaymas abzuschließen und vermöge des Verrates Don Cornelios den Ausstand der Pueblos zu verhindern, glaubte er seines Sieges vollkommen gewiss, und für immer von dem Grafen von Prèbois-Crancé befreit zu sein.

Letzterer, der noch auf den Tod krank und unfähig war, seine Gedanken zusammenzunehmen, erhielt den Befehl, Guaymas augenblicklich zu verlassen.

Seine Freunde, welchen man, nachdem der Vertrag unterzeichnet worden war, ihre Freiheit wiedergegeben hatte, waren sofort zu ihm geeilt. Valentin ließ den Grafen nach Mazatlan transportieren, wo er allmählich genas. Hierauf begaben sich beide nach San Francisco und ließen Curumilla in Sonora zurück, um sie von allen Vorkommnissen zu benachrichtigen.

Der General wusste gegenüber seiner Tochter mit der Großmut zu prahlen, die er dem Grafen gezeigt hatte.

Er ließ ihr hierauf scheinbar volle Freiheit, nach Gutdünken zu handeln, indem er im Stillen hoffte, dass sie mit der Zeit ihre Liebe vergessen und sich geneigt zeigen würde, gewisse Pläne zu unterstützen, von welchen er noch nichts verlauten ließ, die aber darauf hinzielten, sie an einen der einflussreichsten Männer zu verheiraten.

Monate waren unterdessen vergangen. Der General hatte auf die Abwesenheit des Grafen, und besonders auf den vollständigen Mangel an Nachrichten von ihm gerechnet, um seine Tochter von dem, was er ihre törichte Leidenschaft nannte, zu heilen. Er war daher sehr überrascht, als er eines Tages anfang, von den Heiratsplänen mit ihr zu reden, welche er im Stillen hegte, sie in bündigen Worten antworten zu hören.

»Ich habe dir gesagt, Vater, dass ich den Grafen von Prèbois-Crancé heiraten werde, und ich will keinem anderen meine Hand reichen. Du hast selbst in die Heirat eingewilligt. Ich betrachte mich daher als an ihn gebunden und werde ihm treu bleiben, solange er lebt.«

Der General war anfangs über diese Antwort sehr betroffen. Denn obgleich er den festen Willen seiner Tochter kannte, war er doch weit entfernt, einen so hartnäckigen Widerstand zu erwarten. Indessen fasste er sich bald wieder, neigte sich zu ihr, küsste sie auf die Stirn und sagte mit geheuchelter Milde: »Ich sehe wohl, du gottloses Kind, dass ich dir den Willen tun muss, wie schwer es mir auch ankommt. Nun, ich werde sehen, will mir Mühe geben, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn du deinen Geliebten nicht wiedersehst.«

»Wie, mein Vater, wäre es möglich«, rief sie mit einer Freude, die sie nicht bewältigen konnte, »redest du im Ernst?«

»Im vollkommenen Ernst, du böses Kind, trockne daher deine Tränen und lass deine alte Heiterkeit und dein blühendes Aussehen wiederkehren.«

»Ich werde ihn also wiedersehen?«

»Ich schwöre es dir.«

»Hier?«

»Ja, hier in Guaymas.«

»Ach«, rief sie mit stürmischer Zärtlichkeit und schlang ihre Arme um seinen Hals, indem sie ihn liebevoll küsste und zugleich in Tränen ausbrach. »Ach, mein Vater, es ist sehr gut von dir, und wenn du das tust, werde ich dich so sehr lieb haben!«

»Ich werde es tun, sage ich dir«, antwortete er mit unwillkürlicher Rührung bei dem Ausbruch ihrer tiefen, leidenschaftlichen Liebe.

Der General hatte bereits seinen Plan fertig im Kopf, und wir werden diesen in seiner vollen Abscheulichkeit sich entwickeln sehen.

Don Sebastian hatte sich von den Worten seiner Tochter nur

das eine gemerkt.

»Solange der Graf lebt, werde ich ihm treu bleiben.«

Doña Angela hatte, ohne es zu ahnen, den Keim eines schändlichen Planes in ihrem Vater erweckt.

Zwei Tage später reiste Curumilla nach San Francisco ab, um Don Louis einen Brief des jungen Mädchens zu überbringen, der auf die künftigen Beschlüsse desselben den unberechenbarsten Einfluss ausüben sollte. Die Franzosen hatten die Mexikaner in Hermosillo so glänzend besiegt, dass Letztere ihnen das rührendste und ehrerbietigste Andenken bewahrten. Der General Guerrero der, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, eine rege Fantasie besaß, hatte über den Gegenstand eine eben so treffende als verständige Betrachtung angestellt. Er überlegte sich, dass die Franzosen, indem sie die Mexikaner, die doch sehr tapfere Soldaten sind, so vollständig geschlagen hatten, bewiesen, dass sie noch viel besser imstande sein würden, die Indianer und die Yankees zu besiegen; jene Gringos, wie sie die Süd-Amerikaner nennen, vor welchen sie eine entsetzliche Scheu haben und die, wie sie fürchten, jeden Augenblick in Mexiko eindringen würden. In Folge dieser Betrachtung bildete der General Guerrero in Guaymas ein Bataillon, das nur aus französischen Freiwilligen bestand, welche er unter den Befehl französischer Offiziere stellte, und deren Pflicht sich vorläufig darauf beschränkte, die Polizei im Hafen zu führen und in der Stadt die Ordnung zu erhalten.

Unglücklicherweise war der Anführer jenes Bataillons, obwohl ein wackerer Offizier und guter Soldat, doch nicht so ganz der Mann, der für diesen Posten passte.

Seine etwas kleinlichen beschränkten Ansichten übersahen nicht die Lage, in welcher er sich befand, und bald kam es zwischen den Fremden und Mexikanern zu Uneinigkeiten, welche wahrscheinlich im Stillen von einflussreichen Personen genährt wurden. Das Bataillon geriet dadurch, trotz des versöhnlichen Sinnes seines Anführers und der Bemühungen desselben um das

gute Einvernehmen wieder herzustellen, in eine schwierige Lage, welche mit jedem Tag bedenklicher wurde.

Es bildeten sich im Bataillon zwei Parteien. Die eine derselben war dem Kommandanten feindlich gesinnt und schwärmte für den Grafen, dessen Gedächtnis noch lebhaft in Sonora fortlebte, bedauerte seine Abwesenheit und sehnte seine Rückkehr herbei. Die andere war zwar dem Kommandanten auch nicht sehr ergeben, doch hing sie ihrer, wegen der Ehre der Fahne an. Im Ganzen war aber die Liebe der Untergebenen zu ihrem Vorgesetzten nur lau, und jedenfalls mussten die Leute, bei irgendeinem unvorhergesehenen Fall, sich von den Begebenheiten fortreißen lassen.

So standen die Sachen, als sich der General Alvarez gegen Santa Anna, den Präsidenten der Republik, erklärte, und alle verstreut in den Provinzen umherziehenden Anführer von Truppen zum Aufstand aufrief.

Der General Guerrero war unschlüssig oder schien es wenigstens zu sein, für wen er sich erklären solle.

Plötzlich erfuhr man, zur allgemeinen, nicht geringen Überraschung, dass der Graf von Prèbois-Crancé im Hafen von Guaymas eingelaufen sei.

Folgendes hatte sich ereignet:

Der General hatte nach der Unterredung mit seiner Tochter, welche wir zum Teil mitgeteilt haben, dem Señor Don Antonio Mendez Pavo einen Besuch abgestattet. Derselbe währte lange, und die beiden Herren hatten eine ausführliche, aber geheime Unterhaltung miteinander gepflogen. Hierauf kehrte der General, indem er sich vergnügt die Hände rieb, nach Hause.

Der Graf hielt sich unterdessen, traurig, verstimmt und beschämt über den Ausgang eines Feldzuges, der so glänzend begonnen hatte, in San Francisco auf. Er war wütend auf die Verräter, die seine Pläne vereitelt hatten, und glühte, trotz der weisen Ermahnungen Valentins, vor Verlangen, sich Genugthuung zu verschaffen.

Mehrere einflussreiche Personen drangen von verschiedenen Seiten auf den Grafen ein, sein Unternehmen wieder neu zu organisieren. Man bot ihm die nötigen Gelder an, um Waffen anzuschaffen und Freiwillige anzuwerben. Louis hatte zwei geheime Zusammenkünfte mit zwei verwegenen Abenteurern, dem Obersten Walter und dem Obersten Fremont, der später als Kandidat zu der Präsidentschaft der Vereinigten Staaten auftrat. Jene beiden Männer machten ihm vorteilhafte Anerbietungen, doch folgte der Graf dem mächtigen Einfluss Valentins und lehnte sie ab.

Der Graf verfiel in eine düstere Schwermut. Er, der sonst so wohlwollend und sanft gewesen war, wurde hart und bitter. Er zweifelte an sich und anderen.

Der Verrat, dessen Opfer er geworden war, hatte sein Gemüt erbittert, und zwar in solchem Grade, dass seine besten Freunde anfangen, besorgt zu werden.

Er sprach nie von Doña Angela, ihr Name stieg nie von seinem Herzen zu seinem Mund. Häufig aber griff er nach der Reliquie, welche sie ihm bei ihrem ersten Begegnen gegeben hatte und die er seitdem auf seiner Brust trug. Wenn er allein war, küsste er diese unter Tränen.

Curumillas Ankunft in San Francisco wirkte wie ein Zauberschlag. Der Graf schien plötzlich die verloren gegebene Hoffnung wiedergefunden zu haben und sich neuen Illusionen hinzugeben. Seine Lippen lächelten wieder und seine Stirn heiterte sich augenblicklich auf.

Es befanden sich zwei Männer in der Gesellschaft Curumillas, welche wir nicht nennen wollen, um das Buch nicht zu entweihen.

Den erhaltenen Weisungen gemäß wussten die Männer bald den Grafen vollständig zu beherrschen und schleuderten ihn zurück in den Strom, aus welchem ihn sein Milchbruder mit so großer Mühe gezogen hatte.

Eines Abends saßen beide in einem Haus, welches sie gemein-

schaftlich bewohnten, und rauchten nach eingenommener Mahlzeit.

»Du wirst mich begleiten, nicht wahr Bruder?«, fragte der Graf zu Valentin gewendet.

»Du bist also entschlossen zu gehen!«, antwortete jener seufzend.

»Was haben wir hier zu tun?«

»Nichts, das ist wahr. Das Leben ist mir hier eben so drückend, wie dir, aber vor uns breitet sich die grenzenlose Wildnis aus, dehnen sich die ungeheuren Fernen der Prärien. Warum könnten wir nicht wieder zu unserem glücklichen, freien Jägerleben greifen, statt, uns auf die täuschenden Versprechungen der Mexikaner zu verlassen, deren Herzlosigkeit und schändliche Verätherei dir bereits so viele Leiden bereitet, und dich dahin gebracht haben, wo du jetzt bist.«

»Es muss sein«, fuhr der Graf in entschlossenem Ton fort.

»Höre«, erwiderte Valentin, »du hast nicht mehr die glühende Begeisterung, welche dich das erste Mal aufrechterhalten hat. Es fehlt dir der Glauben und du zweifelst selbst an deinem Gelingen.«

»Du irrst, Bruder. Ich halte mich jetzt mehr als damals des Gelingens versichert, denn ich habe diejenigen zu meinen Bundesgenossen, welche früher meine bittersten Feinde waren.«

Valentin schlug ein höhnisches Gelächter an. »Bist du noch so arglos?«, sagte er.

Der Graf errötete. »Nein«, erwiderte er, »ich will dir nichts verhehlen. Mein Schicksal reißt mich fort. Ich weiß, dass ich nicht zum Sieg, sondern zum Tod gehe. Aber gleichviel ich muss, will sie wiedersehen! Hier, lies!«

Der Graf zog den Brief aus der Brusttasche, welchen ihm Curumilla überbracht hatte, und gab ihn Valentin.

Dieser las ihn.

»Gut«, sagte er, »ich sehe es lieber, wenn du offen zu mir bist. Ich werde dich begleiten.«

»Ich danke dir! Ach Gott!«, fügte er schwermütig hinzu, »ich mache mir keine Illusionen. Ich kenne das alte lateinische Sprichwort, welches lautet: Non bis in idem. Was einmal fehlgeschlagen ist, glückt nimmer.

Die falschen Versicherungen des Generals Guerrero täuschen mich nicht, eben so wenig wie die seines würdigen Spießgesellen des Señors Pavo. Ich weiß sehr gut, dass mich beide bei der ersten besten Gelegenheit verraten werden. – Wohlan, es sei! Habe ich dann doch diejenige wiedergesehen, die mich erwartet, mich ruft, kurz, die mir alles ist. Falle ich, so sterbe ich eines Todes, der meiner würdig ist, und andere, Glücklichere werden den von mir gebahnten Weg einschlagen und die Zivilisation in den Ländern verbreiten, welche du und ich gewährt haben, befreien zu können.«

Bei diesen Worten konnte Valentin ein trübes Lächeln nicht unterdrücken, denn sie sprachen die Sinnesart des Grafen vollständig aus, dessen Charakter eine seltsame Mischung der entgegengesetztesten Elemente enthielt und in dessen Herzen sich die Leidenschaftlichkeit, die Begeisterung und der Stolz fortwährend bekämpften.

Am folgenden Tag eröffnete Louis Werbeämter, und einige Tage darauf schiffte er sich mit seinen Freiwilligen auf einer Goélette ein.

Die Reise begann unter ungünstigen Umständen, die Abenteurer litten Schiffbruch. Hätte Curumilla den Grafen nicht mit Gefahr des eignen Lebens gerettet, so wäre er verloren gewesen.

Die Abenteurer blieben ungefähr zwölf Tage verlassen auf einer kleinen Insel.

»Die alten Römer hätten in unserem Schiffbruch eine Vorsehung gesehen«, sagte der Graf seufzend, »und würden ein Unternehmen aufgegeben haben, was so unglücklich begonnen hat.«

»Wir würden klug handeln, wenn wir ihrem Beispiel folgten«, versetzte Valentin traurig, »noch ist es Zeit.«

Der Graf zuckte die Achseln und antwortete nicht. Einige Tage später landeten sie in Guaymas.

Señor Pavo empfing den Grafen mit Auszeichnung und bestand darauf, ihn dem Generale selbst zuzuführen.

»Ich will Sie miteinander aussöhnen!«, sagte er.

Don Louis ließ ihn gewähren. Sein Herz schlug heftig bei dem Gedanken, dass er vielleicht Doña Angela wiedersehen würde.

Dem war aber nicht so.

Der General zeigte sich äußerst zuvorkommend gegenüber dem Grafen. Er redete ihn mit geheuchelter Offenheit an und schien bereit seine Vorschläge anzunehmen.

Don Louis führte ihm zweihundert Mann zu, brachte ihm Waffen mit und stellte ihm seinen Degen zur Verfügung, wenn er die Absicht habe, sich mit dem General Alvarez zu vereinigen.

Der General Guerrero gab zwar keine entscheidende Antwort auf diesen Vorschlag ließ aber blicken, dass er ihm keineswegs missfalle. Ja, er ging noch weiter, indem er dem Grafen beinahe versprach, ihm den Befehl über das französische Bataillon zu übertragen, welches Versprechen der Graf seinerseits mit Vergnügen entgegenzunehmen schien.

Der ersten Zusammenkunft folgten mehrere andere, doch konnte der Graf, außer einer Flut von Versicherungen von dem General nichts erlangen, als eine Art stillschweigender Befugnis, in Gemeinschaft mit dem früheren Befehlshaber des Bataillons, das Kommando über dieses zu führen.

Jene Befugnis brachte übrigens dem Grafen mehr Schaden wie Nutzen, indem eine große Anzahl der Franzosen dadurch gegen ihn eingenommen wurden und den neuen Befehlshaber, welchen der General sich herausnahm, ihnen aufzudringen, nur mit Verdruss betrachteten.

Er war bereits seit acht Tagen in Guaymas, und noch hatte der General kein Wort von Doña Angela gesagt. Auch war es ihm bisher unmöglich gewesen, sie zu sehen.

An dem Tag, wo wir ihn bei Don Sebastian trafen, waren die

Reibungen zwischen den Franzosen und den Einheimischen auf einen solchen Grad gestiegen, dass es eines sofortigen Einschreitens bedurfte, um großes Unglück zu verhüten. Mehrere Franzosen waren insultiert, zwei sogar auf offener Straße erdolcht worden. Die Civicos und die Einwohner der Stadt sprachen heimliche Drohungen gegen die Freiwilligen aus, in der Luft herrschte jenes unbeschreibliche Etwas, was den großen Katastrophen voranzugehen pflegt, und das man empfindet, ohne es erklären zu können.

Der General gab sich den Anschein, als ob er über die, den Franzosen zugefügten Beleidigungen, sehr entrüstet wäre. Er versprach dem Grafen volle Genugthuung und die Verhaftung der Mörder.

Im Grunde aber wollte der General, ehe er einen entscheidenden Schritt tat, die bedeutenden Verstärkungen erwarten, die er von Hermosillo kommen ließ, und suchte nur Zeit zu gewinnen, ehe er die Franzosen vollständig vernichtete.

Der Graf entfernte sich.

Am nächsten Tag wiederholten sich die Überfälle. Die Franzosen sahen die Mörder, welche der General hatte bestrafen wollen, prahlend durch die Straßen stolzieren.

Es entstand dadurch eine dumpfe Gärung im Bataillon und man schickte dem General eine zweite Deputation, an deren Spitze wieder der Graf stand.

Derselbe bestand mit Entschiedenheit darauf, dass ihnen Genugthuung gegeben werde, dass man dem Bataillon zur Wahrung seiner Sicherheit zwei Kanonen gebe und dass die Civicos sofort entwaffnet würden, denn jene gesetzlosen Menschen, welche größtenteils aus der Masse des Volkes hervorgegangen waren, verursachten alles Unheil.

Der General versicherte wiederholt seinen guten Willen und sein Wohlwollen für die Franzosen, versprach ihnen zwei Kanonen, wollte aber von der Entwaffnung der Civicos nichts wissen, indem er vorgab, dass eine solche Maßregel Unzufriedenheit im

Volk erwecken und einen üblen Eindruck machen würde.

Er begleitete die Franzosen bis an die Tür seines Besuchsimmers und erklärte ihnen, dass er ihnen einen besonderen Beweis seines Vertrauens geben wolle, indem er selbst in die Kaserne käme und allein, ohne Gefolge, ihre Klagen anhören wolle.

Ein solcher Schritt war vonseiten des Generals gewagt, musste aber eben deshalb gelingen, besonders den Franzosen gegenüber, welche Keckheit zu schätzen wussten und Unerschrockenheit zu würdigen verstanden.

Der General hielt Wort. Er kam wirklich allein in das französische Quartier und gab auf die Warnungen seiner Offiziere eine Antwort, welche deutlich bewies, wie gut er den Charakter des Grafen und den unseres Volkes kannte.

Als ihn unter anderem ein Oberst darauf aufmerksam machte, wie unvorsichtig es sei, sich wehrlos in die Hände gereizter Männer zu begeben, welche die Kränkungen, die sie seit so langer Zeit erfahren, in die übelste Stimmung versetzt hatte sagte er:

»Lieber Oberst, Sie wissen nicht, was Sie sagen. Die Gallier gleichen den Mexikanern in keiner Weise. Bei ihnen gilt die Ehre mehr als alles. Ich weiß wohl, dass man überlegen wird, ob man mich nicht gefangen nehmen will, doch wird es einer unter ihnen nimmer mehr zugeben und mich auf eigne Gefahr in Schutz nehmen, nämlich der Graf von Prèbois-Crancé.«

Der General hatte richtig vermutet und es geschah genau, wie er gesagt hatte. Der Graf widersetzte sich seiner Verhaftung energisch, obwohl dieselbe bereits beschlossen war.

Don Sebastian konnte sich entfernen, wie er gekommen war, und niemand durfte es wagen, einen Vorwurf gegen ihn laut werden zu lassen. Es gelang ihm im Gegenteil, vermöge oder einschmeichelnden Redensarten, welche ihm zu Gebote standen, die Gemüter dermaßen für sich einzunehmen, dass man ihm von allen Seiten Versicherungen der Treue gab und ihm beinahe huldigte.

Der General erreichte durch diesen kecken Besuch ungeheure Vorteile, denn infolge des Eindrucks, welchen seine Worte auf die Masse der Freiwilligen gemacht hatten, trat nach seiner Entfernung Zwiespalt zwischen ihnen ein und sie konnten sich nicht verständigen.

Einige von ihnen wollten den Frieden um jeden Preis, andere verlangten stürmisch den Krieg, indem sie behaupteten, dass man sie hintergehe und sie noch einmal die Opfer der Mexikaner sein würden.

Die Letzteren hatten recht und urteilten richtig, doch wurden sie, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, nicht angehört und schließlich griff man zu einem zwischen beiden liegenden Mittel, was bei solchen Gelegenheiten stets verwerflich ist. Man ernannte nämlich eine Kommission, welche beauftragt war, sich mit der Regierung wegen der Interessen des Bataillons zu verständigen.

Die Mine war, wie man sieht, fertig, und es bedurfte nur eines Funkens, um eine ungeheure Feuersbrunst zu veranlassen.

Kapitel 13 **Der Anfang des Endes**

Es war Nacht. In einem kleinen Haus von Guaymas saßen Don Louis und Valentin beim Schein eines dürftigen Lichtes beisammen, das nur eine matte unsichere Heiligkeit verbreitete, und unterhielten sich. Sie berieten sich über die geeignetsten Mittel, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen und den dunklen Umtrieben ein Ende zu machen, in welche sie der General Guerrero mit teuflischer Geschicklichkeit verwickelt hatte, während Curumilla in einem Winkel des Zimmers lag und schlief.

»Ich habe es vorhergesehen«, sagte Valentin, »jetzt ist es zu spät, um zurückzutreten. Wir müssen entschlossen handeln, sonst ist alles verloren.«

»Liebster Freund, ich bin auf jeden Fall verloren.«

»Du wirst dich doch nicht jetzt, wo die Stunde der Gefahr ge-

kommen ist, niederwerfen lassen?«

»Die Gefahr scheue ich nicht, sie soll mir willkommen sein. Ich sehne mich zu sterben, Bruder.«

»Mut gefasst! Sei ein Mann! Beeile dich aber. Hast du nicht bemerkt, dass fortwährend neue Waffen und Munition ankommen? Glaube mir, wir müssen um jeden Preis und je eher, je lieber ein Ende machen.«

»Ja, ich sehe wie du, dass uns der General täuscht. Aber meine Freiwilligen gleichen nicht denjenigen, welche ich in Hermosillo hatte. Diese zaudern, fürchten sich, was weiß ich! Ihr Anführer ist unfähig zu handeln, es ist ein Mann ohne Tatkraft. Mit solchen Menschen ist nichts auszurichten.«

»Das fürchte ich auch. Indessen ist es besser, gleich zu wissen, woran man ist, als länger in solcher Ungewissheit zu schweben.«

»Die Deputierten sollen sich morgen zum General begeben.«

»Sie sollen zum Teufel gehen! Der wird ihnen wenigstens eine deutliche Antwort geben«, rief Valentin ungeduldig aus. In dem Augenblick erschallten zwei leise Schläge an der Haustür.

»Wer mag so spät noch kommen?«, fragte der Graf, »Ich erwarte niemanden.«

»Wie dem auch sei, wir wollen sehen«, erwiderte Valentin, »zu Hause ist der unerwartete Besuch der angenehmste.«

Er ging und öffnete die Tür. Kaum hatte er sie halb geöffnet, als eine Frau in das Haus stürzte und dem Jäger mit vor Schrecken liebender Stimme zurief: »Seht! Seht! Man folgt mir!«

Valentin eilte hinaus.

Obwohl die Frau vollständig in ihrem Robozo verhüllt war, erkannte sie doch der Graf sofort. Welche andere Frau als Doña Angela hätte auf solche Weise kommen können?

Sie war es wirklich.

Der Graf fing sie halb ohnmächtig in seinen Armen auf, legte sie auf einer Butacca nieder und widmete ihr die Pflege, welche ihr Zustand erforderte.

»Um des Himmels willen, rede!«, rief er aus, »was ist gesche-

hen?«

Das junge Mädchen richtete sich nach einer Weile auf, strich wiederholt mit der Hand über ihre Stirn und blickte den Grafen mit einem unaussprechlich glücklichen Ausdruck an.

»Sehe ich dich endlich wieder, mein Liebster!«, rief sie, in Tränen ausbrechend aus, indem sie sich leidenschaftlich in seine Arme stürzte.

Don Louis erwiderte ihre Liebkosungen und suchte sie zu beruhigen.

Das junge Mädchen befand sich in einem Zustand seltsamer, nervöser Aufregung. Ihre großen schwarzen Augen blickten starr, ihr Gesicht war totenblass und ihre Glieder bebten krampfhaft.

»Liebes Kind, was ist dir? Rede um Gotteswillen, erkläre dich, Angela. Ich beschwöre dich, bei unserer Liebe, sprich!«

»Bei unserer Liebe, mein armes Herz? – pobre querido de mi corazon ...«, sagte sie seufzend und drückte seine Hand zwischen der ihren. »Zweifelst du an meiner Liebe? Dich, ich liebe dich bis in den Tod, Don Louis, ich werde an meiner Liebe sterben!«

»Rede nicht so, mein geliebter Engel! Verscheuche so düstere Gedanken, wir wollen nur an unsere Liebe denken.«

»Nein, Don Louis, ich bin nicht gekommen, um dir meine Liebe zu betuern, sondern um dich zu retten.«

»Mich zu retten!«, rief er mit geheuchelter Heiterkeit, »meinst du, dass ich in so großer Gefahr schwebe?«

»Morgen, Don Louis, droht dir eine große Gefahr! Höre wohl auf meine Worte und sieh mich nicht so ungläubig lächelnd an, morgen bist du verloren! Alle Maßregeln sind getroffen, ich habe alles mit angehört. Es ist entsetzlich! Auf solche Weise habe ich erst deine Anwesenheit in Guaymas erfahren. Da bin ich verzweifelt und außer mir hergeeilt, um dir zuzurufen: Flieh, flieh, Don Louis!«

»Fliehen!«, sagte er nachdenklich. »Soll ich dich wieder, und

zwar für immer verlieren, Angela? Nein, lieber will ich sterben.«

»Ich fliehe mit dir. Bin ich nicht deine Braut und deine Frau vor Gott? Komm, komm, Louis, fort, verlieren wir keinen Augenblick! Negro, dein Pferd wird uns binnen zwei Stunden außerhalb des Bereiches unserer Verfolger bringen. Nimm aber deine Waffen mit, denn ein Mann hat mich auf meinem Weg von dem Hause meines Vaters bis hierher verfolgt.«

Sie redete wie in der Fieberhitze mit seltsamer Hast. Der Graf war unschlüssig, was er tun sollte.

Plötzlich erhob sich ein ziemlich lautes Geräusch auf der Straße und die Tür, welche nur angelehnt war, wurde weit geöffnet.

»Rette mich! Rette mich!«, rief das arme Kind von unbeschreiblichem Schrecken erfasst, aus.

Don Louis griff nach seinen Pistolen und stellte sich entschlossen vor sie.

»Du wirst kommen müssen, Elender!«, rief Valentins Stimme von außen. »Ich lasse dich nicht los. Geh vorwärts, sonst spieße ich dich mit meinem Dolch auf.«

Bei diesen Worten erschien der Jäger in der offenen Tür und schleppte mit gewaltiger Anstrengung einen Mann hinter sich her, der sich auf das Äußerste anstrengte, um zu entkommen.

»Schließe die Tür, Louis«, fuhr Valentin fort. »Jetzt, mein würdiger Spion, wirst du mir dein Gesicht zeigen, damit ich dein Schurkengesicht erkenne.«

Louis hatte sich beeilt, der Weisung Valentins zu gehorchen. Curumilla erhob sich aus der Ecke, wo er bisher geschlafen hatte, und zog ohne ein Wort zu sagen Doña Angela hinter einen Moskitovorhang, wo sie vollständig verborgen war. Hierauf griff er nach dem Caudil und trat zu seinen Freunden.

Der Gefangene leistete unterdessen verzweifelten Widerstand, um zu verhüten, dass man sein Gesicht enthülle. Er sagte aber kein Wort, sondern begnügte sich seiner Wut durch dumpfe unverständliche Laute Luft zu machen. Endlich nach langem Ringen schien der Unbekannte einzusehen, dass ein längerer Wider-

stand erfolglos sein würde. Er richtete sich auf, warf seinen Mantel ab, kreuzte die Arme über der Brust und sagte in höhnischem Ton: »Wohlan, seht mich an, da Euch so sehr danach verlangt!«

»Don Cornelio!«, riefen die Franzosen aus.

»Er selbst, meine Herren! Wie ist es Ihnen gegangen, seitdem ich zuletzt das Vergnügen hatte, Sie zu sehen?«, fragte er mit bewunderungswürdiger Zuversicht.

»Elender Verräter!«, rief Valentin aus, und stürzte auf ihn zu.

Der Graf hielt ihn zurück. »Warte«, sagte er.

»Ich habe Euch verraten, das ist wahr«, antwortete Don Cornelio, »was weiter? Wahrscheinlich lag es in meinem Interesse, es zu tun. Ich weiß im Voraus, was Sie mir erwidern werden, dass Sie mir bedeutende Dienste erwiesen hatten usw. Was will das heißen? Haben Sie mir doch an einem einzigen Tag mehr Leid zugefügt, als Sie mir je Gutes erwiesen.«

»Ich hätte dir ein Leid zugefügt? Du lügst, Elender!«

»Graf«, antwortete Don Cornelio in hochmütigem Ton, »ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, dass ich ein Edelmann bin und nicht zugeben kann, dass Sie so zu mir reden.«

»Der Wicht ist von Sinnen, auf Ehre!«, rief der Graf mitleidig lachend aus. »Lass ihn los, Bruder, er ist unseres Zornes nicht würdig und verdient nur unsere Verachtung.«

»Mit Nichten!«, versetzte Valentin eifrig, »der Mann ist der böse Geist des Generals, wir dürfen ihn nicht so gehen lassen.«

»Was wollen wir mit ihm anfangen? Früher oder später müssen wir ihn doch laufen lassen.«

»Möglich, vorläufig aber wollen wir ihn Curumilla anvertrauen, er wird es übernehmen, ihn zu behüten.«

Der Indianer nickte beifällig, fasste Don Cornelio und schleppte ihn fort.

Letzterer ließ es willenlos geschehen.

»Auf Wiedersehen, meine Herren«, sagte er mit höhnischem Lächeln.

Der Indianer warf ihm einen bedeutsamen Blick zu und brach-

te ihn in ein anderes Zimmer.

Doña Angela trat hinter ihrem Verstecke hervor. »Ich erwarte dich, Don Louis«, sagte sie.

Der Graf schüttelte traurig den Kopf. »Ich kann leider nicht fliehen«, sagte er, »mein Leben gehört mir nicht. Ich habe meinen Gefährten geschworen, sie nicht zu verlassen. Ich würde mich wie ein Verräter benehmen, wenn ich flüchtete.«

Doña Angela trat zu ihm, neigte anmutig den Kopf und sagte: »Lebe wohl, Don Louis, du handelst als ein Caballero, folge deinem Schicksale, denn deine Ehre ist mir so teuer wie dir, und ich kann nur wünschen, dass du sie rein von Makel erhaltest. Ich dringe nicht mehr in dich, lebe wohl! Küsse mich auf die Stirn, wir werden uns nur an unserem Todestag wiedersehen.«

Plötzlich ertönte ein Schrei auf der Straße, ein so entsetzlicher Schrei, dass alle drei schauderten.

Die Tür ging auf und Curumilla trat ein. Sein Gesicht war eben so ruhig und sein Schritt eben so gelassen wie immer.

»Ihr seid wohl durch die Tür des Corral hinausgegangen, Häuptling?«, fragte Valentin.

»Ja.«

»Was habt Ihr mit Don Cornelio angefangen?«

»Frei!«, sagte der Indianer.

»Wie so, frei?«, fragte Don Louis.

»Darunter steckt etwas«, sagte der Jäger. »Warum habt Ihr dem Menschen die Freiheit wiedergegeben?«

Curumilla zog sein Messer aus dem Gürtel. Die Klinge desselben war von Blut gerötet.

»Wir haben ihn nicht mehr zu fürchten«, sagte er.

»Habt Ihr ihn getötet?«, riefen alle drei einstimmig.

»Nein«, sagte er, »er ist stumm und blind«

»Ach!«, riefen die Anwesenden entsetzt aus.

Curumilla hatte Don Cornelio mit seinem Skalpiermesser ohne Umstände die Augen ausgestochen und die Zunge abgeschnitten, ihn hierauf nach dem entgegengesetzten Teil der Stadt ge-

führt und dort seinem Schicksal überlassen.

Valentin und Don Louis hielten es für überflüssig, dem Häuptling Vorwürfe zu machen, die an der Sache nichts mehr ändern konnten und die der Araukaner überdies nicht verstehen würde. Sie enthielten sich daher jeder Bemerkung.

Doña Angela wollte trotz der dringenden Bitten des Grafen nicht zugeben, dass er sie zum Haus ihres Vaters zurückbringe. Sie neigte sich zu ihm, flüsterte ihm ins Ohr: »Hüte dich, morgen, Don Louis!«, und entfernte sich. Der Graf lächelte, sie entschlüpfte wie ein Vogel und ließ das dürftige Gemach, welches sie eine Zeit lang durch ihre Gegenwart verherrlicht hatte, um so öder und verlassenener zurück.

»Wie es scheint«, sagte der Graf, indem er auf einer Butacca niedersank, »ist es Morgen zu Ende; desto besser. Doch soll derjenige, der mich fassen will, teuer dafür büßen.«

Am nächsten Tage wie vereinbart die Deputierten der Freiwilligen beim General. Er empfing sie wie immer und überhäufte sie mit Beteuerungen und Versprechungen.

Die Deputierten drangen auf eine Entscheidung. Don Sebastian, der wahrscheinlich den längst vorbereiteten Streich ausführen wollte, nahm plötzlich einen anderen Ton an und schickte sie mit der Weisung fort, auf seinen Beschluss zu warten.

Die Deputierten entfernten sich, entrüstet über die Falschheit des Mannes, welchem sie so schwach gewesen zu vertrauen, und der ihnen nun deutlich zeigte, dass er ihrer nur gespottet habe.

Die Freiwilligen harrten ängstlich der Antwort, welche die Deputierten überbringen sollten. Als dieselben berichteten, was geschehen war, stieg die Entrüstung auf den höchsten Grad. Man rief zu den Waffen, und jedermann bereitete sich auf den Kampf vor.

Der Anführer des Bataillons wusste nicht, auf wem er hören sollte.

»Lassen Sie ein Karree bilden«, sagte der Graf.

Der Befehl wurde befolgt.

Der Graf stellte sich in die Mitte des Karrees und gebot mit erhobener Hand Ruhe.

Alle schwiegen.

Jedermann erkannte den Ernst des Augenblickes.

Der Graf konnte sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, welche sich auf seinen edlen Zügen malte.

Nicht für seine eigene Person hegte er Befürchtungen, doch fühlte er, dass er den letzten Wurf wage und dass derselbe entscheidend sei. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

»Sie zaudern, Graf?«, fragte ihn ein Offizier. »Weshalb sind Sie denn gekommen? Sind Sie nicht mehr der Held von Hermostillo?«

Bei dieser empfindlichen Mahnung flammte eine tiefe Röte auf den Wangen des Grafen und er bebte sichtlich zusammen.

»Nein!«, rief er aus, »nein, bei Gott, ich zauderte nicht! Bedenkt Euch, meine Freunde, noch ist es Zeit. Vergesst nicht, dass wir, sobald der Säbel gezückt ist, vogelfrei sind. Was entscheidet Ihr?«

»Den Kampf, den Kampf!«, riefen die Freiwilligen begeistert aus, indem Sie ihre Waffen schwangen.

Da richtete sich der Graf in die Höhe, zog seinen Degen, schwang ihn über seinem Kopf und sagte: »Ihr wollt es?«

»Ja! Ja!«

»Vorwärts denn! Es lebe Frankreich!«

»Es lebe Frankreich!«, antworteten die Freiwilligen. Das in vier Compagnien geteilte Bataillon verließ das Quartier mit entschlossener Haltung und eilte im Sturmschritt zur mexikanischen Kaserne.«

Unglücklicherweise herrschte, wie gesagt, Zwiespalt unter den Franzosen, und viele derselben gingen nur widerstrebend mit oder wurden von ihren Kameraden mit fortgerissen.

Der Anführer des Bataillons war zwar ein Mann, der persönlichen Mut besaß, doch ging ihm die Gabe, einen Handstreich auszuführen, ab, wie denjenigen, welchen die Freiwilligen beabsich-

tigten.

Der Graf hatte aus Taktgefühl und um ein einmütiges Handeln zu erzielen, den Fehler begangen, den Oberbefehl abzulehnen, welchen ihm die Offiziere und Soldaten anboten.

Das Bataillon schritt von drei verschiedenen Seiten auf die mexikanische Kaserne zu.

Der General Guerrero war aber bereits lange vorbereitet. Er hatte sich mit dreihundert Mann Linientruppen in der Kaserne eingeschlossen, die angrenzenden Häuser waren von den Civicos besetzt und vier Kanonen bestrichen die vier Seiten, von welchen aus es allein möglich war, einen Sturm zu unternehmen.

Die Franzosen zählten nur dreihundert entmutigte Leute; die Mexikaner hingegen beinahe zweitausend.

Der Kampf wurde indessen von beiden Seiten mit Nachdruck begonnen. Der erste Ansturm war, was er sein sollte, nämlich ausgezeichnet.

Die mexikanischen Kanonen waren auf die Angreifer gerichtet und lichteten ihre Reihen auf das Furchtbarste. Trotzdem hielten diese stand und fuhren fort, vorzudringen. Der Graf feuerte sie durch sein Beispiel an, indem er mit dem Gewehr in der einen und dem Degen in der anderen Hand, fünfzehn Schritt vor der Kolonne einherschritt und ihnen mitten aus dem Kugelregen zurief: »Vorwärts! Vorwärts!«

Plötzlich verlor der Bataillonskommandant den Kopf, als er sah, wie die Kartätschen seine Compagnie lichteten, und statt die Bewegung auf dem rechten Flügel zu unterstützen, wich er in der größten Unordnung in Richtung des französischen Quartiers zurück.

Der Graf bemühte sich vergebens, die Freiwilligen zusammenzuhalten, die Verwirrung wurde allgemein, und alle seine Anstrengungen blieben erfolglos.

Da sah der Graf ein, welchen Fehler er begangen hatte, indem er den Oberbefehl ablehnte.

Die mexikanischen Kanonen hatten unterdessen aufgehört zu

schießen, weil die Artilleristen gefallen waren.

»Vorwärts! Zu den Bajonetten«, rief der Graf, indem er in Begleitung Valentins und Curumillas, die nicht von seiner Seite wichen, vordrang. Ungefähr zwanzig Freiwillige folgten ihm.

Der Graf stürmte gegen die Mauer der Kaserne an, es gelang ihm sie zu ersteigen, und er stellte sich aufrecht auf den Rand derselben, trotzdem er dem feindlichen Feuer vollständig Preis gegeben war.

»Vorwärts! Vorwärts!«, rief er immerwährend.

Sein von den Kugeln durchlöcherter Hut flog von seinem Kopf, und mehrere Bajonettstiche zerfetzten seine Kleider.

Es entstand ein furchtbares Handgemenge.

Unglücklicherweise zählten die Franzosen kaum fünfzehn Köpfe. Nachdem sie sich heldenmütig geschlagen hatten, um ihre Stellung zu behaupten, sahen sie sich gezwungen, zu weichen. Doch wichen sie wie Löwen, mit dem Gesicht zu dem Feinde gewendet und unaufhörlich kämpfend,

Der Graf knirschte vor Wut, Tränen des Zorns benetzten seine Wangen, als er sich verlassen sah und zu sterben wünschte. Doch stürzte er sich vergebens in das dichteste Gewühl. Überall schützten ihn seine beiden Freunde vor den Streichen, die nach ihm geführt wurden.

Endlich begann die Flucht. Der Graf zerbrach seinen Degen und warf den Feinden, die er, wenn er wacker unterstützt wurde, hätte besiegen können und welche ihm jetzt entgingen, einen Blick ohnmächtiger Wut zu.

Valentin und Curumilla schleppten ihn mit sich fort zum Hafen.

Das Schiff, welches sie hergebracht hatte, war während des Kampfes abgesegelt, es war unmöglich zu fliehen.

In dieser Not konnte nur ein Haus den Besiegten eine Zufluchtsstätte bieten. Es war das des französischen Bevollmächtigten. Dorthin eilten die Freiwilligen.

Der Señor Pavo versprach allen denjenigen den Schutz der

französischen Flagge, die ihre Waffen in seine Hände liefern würden.

Der Graf war in das Haus geeilt und hatte sich auf einen Stuhl geworfen, von wo er allem, was um ihn her vorging, gleichgültig zuschaute. Aber Valentin wachte.

»Einen Augenblick, Señor Pavo«, sagte er. »Versprechen Sie dem Grafen von Prèbois-Crancé, dass man sein Leben nicht antasten wird?«

Der Mexikaner warf dem Jäger einen scheelen Blick zu, antwortete aber nicht.

»Keine Ausflüchte, mein Herr«, fuhr Valentin fort, »ich verlange eine klare Antwort, sonst fangen wir den Kampf von Neuem an.«

Dieser Erklärung gegenüber galt kein Zaudern, der Señor Pavo entschied sich.

»Meine Herren«, sagte er in hellem verständlichem Ton, »ich schwöre bei meiner Ehre, dass das Leben des Grafen von Prèbois-Crancé geschont werden soll.«

»Wir nehmen Ihr Wort als Unterpfang«, sagte Valentin in strengem Ton.

Don Antonio ließ zum Zeichen des Friedens das weiße Banner wehen. Fast das ganze Bataillon der Freiwilligen hatte sich in das Haus geflüchtet.

Der Kampf war beendet, nachdem er drei Stunden gedauert hatte.

Die Franzosen zählten 38 Tote und 63 Verwundete auf eine Zahl von 300 Mann.

Die Mexikaner hatten 35 Mann verloren, und von ungefähr 2000 Soldaten waren 147 verwundet.

Der Sieg war ihnen hartnäckig streitig gemacht worden, und die Sieger mussten für den durch Verrat erkaufte Vorteil schwer büßen.

Kapitel 14

Das traurige Ende

Gleich nach beendetem Kampf entspann sich zwischen Don Antonio Pavo und dem General Guerrero eine höchst erbauliche Komödie.

Der General wollte nichts davon hören, den Franzosen einen schriftlichen Vertrag auszustellen, sondern begnügte sich, sein Ehrenwort als Offizier und General zu verpfänden, dass allen Rebellen das Leben geschenkt werden solle, wenn man ihn die Waffen sofort ausliefere.

Don Antonio war gezwungen nachzugeben, man lieferte daher die Waffen aus, die Franzosen wurden zu Kriegsgefangenen gemacht und als solche registriert. Nach eingetretener Dunkelheit erschien Oberst Suarez in Begleitung von vier anderen Offizieren bei Don Antonio Pavo und verlangte im Namen des Generals Guerrero, dass ihm der Graf von Prèsbois-Crancé sofort ausgeliefert werde.

Don Antonio gehorchte schleunigst, indem er dem Grafen bedeutete, dass er sein Haus zu verlassen habe.

Dieser warf ihm, ohne zu antworten, einen Blick grenzenloser Verachtung zu und stellte sich dem Obersten.

Eine Viertelstunde später befand er sich in Einzelhaft in einer geheimen Zelle.

Von allen Kämpfern waren nur zwei entkommen, nämlich Valentin und Curumilla, und zwar auf den ausdrücklichen Befehl des Grafen.

Wir wiederholen abermals, dass zwar einige Namen und Begebenheiten unserer Erzählung aus gebotenen Rücksichten mit Willen umgeändert und entstellt worden sind, dennoch ist es kein Roman, sondern die Lebensgeschichte eines Mannes, dessen Name seinen Landsleuten stets teuer bleiben muss, welche wir erzählen. Wir können und dürfen daher gewisse Dinge nicht verschweigen, obwohl wir im Verlauf der langen Erzählung manche

Einzelheiten gemildert haben, welche in ihrer abscheulichen Wirklichkeit wiederzugeben, uns widerstand.

Trotz des feierlichen Versprechens, welches Don Antonio Pavo den Freiwilligen gegeben hatte, begann wenige Tage nach der unrechtmäßigen Verhaftung des Grafen eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn.

Die Europäer waren über eine solche Wortbrüchigkeit empört. Mehrere von ihnen gingen zu Don Antonio Pavo, um ihn an sein Versprechen zu erinnern und ihn aufzufordern, es zu halten.

Don Antonio gab ihnen zur Antwort, dass er niemals etwas versprochen habe und ihm die ganze Sache nichts angehe. Die Untersuchung gegen den Grafen wurde unterdessen eifrig betrieben, und sämtliche Offiziere, ja selbst der Kommandant des Regiments wurden vernommen. Alle, außer einem Einzigen, suchten, wie wir zu bekennen gezwungen sind, den ganzen Tadel auf den Grafen zu schieben.

Man vernahm keine Entlastungszeugen. Wozu hätte es auch nützen sollen? War doch der Angeklagte im Voraus verurteilt.

Als man den Grafen verhaftete, trug er noch die Pistolen im Gürtel, mit welchen er in den Kampf gezogen war. Der General Guerrero befahl, sie ihm zu lassen. Wahrscheinlich hoffte er, dass sich Don Louis in einer Anwandlung von Verzweiflung erschießen würde, wodurch ihm die Schmach erspart worden wäre, sein Todesurteil zu unterzeichnen. Er kannte aber den Charakter seines Feindes nicht. Jener erhabene Proberstein, welchen man das Unglück nennt, hatte die Seele des Grafen zu sehr geläutert, um den Gedanken in ihm aufkommen zu lassen, seine Laufbahn durch einen Selbstmord zu enden und zu entehren.

Valentin war unterdessen auch nicht untätig geblieben, denn er hatte nur in der Hoffnung, seinen Milchbruder retten zu können, darein gewilligt, seine Freiheit anzunehmen.

Zwei bis drei Tage, nachdem der Graf aus der geheimen Haft in das gewöhnliche Gefängnis überführt worden war, öffnete sich gegen Abend seine Zelle.

Er drehte sich unwillkürlich um, um den Eintretenden anzusehen, worauf er einen Freudenschrei ausstieß und ihm entgegeneilte. Es war Valentin.

»Du! Bist du es!«, rief er aus. »Dank, tausend Dank, dass du gekommen bist!«

»Hast du mich nicht erwartet, Bruder?«, fragte der Jäger.

»Ich hoffte auf deinen Besuch, ohne zu wagen, darauf zu rechnen. Du bist gewiss tausend Nachstellungen ausgesetzt und gezwungen, dich versteckt zu halten?«

»Ich? Keineswegs.«

»Desto besser. Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich es mich macht, dich wiederzusehen. Wer begleitet dich denn aber?«

Valentin war nicht allein gekommen. Es war noch jemand mit ihm eingetreten, der unbeweglich an der Tür des Gefängnisses stehen blieb, welche der Gefangenenwärter hinter den Besuchern wieder verschlossen hatte.

»Kümmere dich jetzt nicht um meinen Begleiter«, erwiderte Valentin, »lass uns von Geschäften reden.«

»Es sei, rede.«

»Du weißt, dass man dich zum Tode verurteilen wird, nicht wahr?«, sagte der Jäger unumwunden.

»Ich vermute es.«

»Gut! Höre mich also jetzt an, und vor allem unterbrich mich nicht. Die Zeit ist kostbar, wir müssen sie benutzen. Du wirst leicht begreifen, dass ich nur deshalb eingewilligt habe, dir zu gehorchen, als du mir befahlst, mich zu retten, weil ich bereits ahnte, welche Wendung die Dinge nehmen würden. Jetzt ist der Augenblick des Handelns gekommen. Es ist alles zu deiner Flucht vorbereitet, die Gefangenenwärter sind bestochen und werden dein Entweichen aus dem Gefängnis nicht sehen. Ich habe ein Schiff ausgerüstet, nimm also deinen Hut und komm. In zehn Minuten werden wir an Bord sein. In einer halben Stunde lichten wir die Anker und lassen der mexikanischen Gerechtigkeit die Sorge, sich allein aus der Verlegenheit zu ziehen. Was

sagst du, Bruder, habe ich meine Zeit nicht gut benutzt? Wie du siehst, habe ich keinen Augenblick verloren und mein Vorschlag ist sehr einfach.«

»Sehr einfach, das ist wahr«, antwortete der Graf gelassen. »Ich danke dir für deine Bemühung.«

»Es ist wirklich nicht der Rede wert, Bruder.«

Der Graf legte seine Hand auf den Arm des Jägers und sagte, ihn unterbrechend:

»Ich kann nur deinen Vorschlag nicht annehmen.«

»Wie?«, entgegnete Valentin überrascht aufspringend, »was redest du da, Bruder? Vermutlich scherzt du.«

»Keineswegs, Bruder, ich sage die Wahrheit. Es ist mein unabänderlicher Entschluss, den Mexikanern den Makel meines unverdienten Todes zu hinterlassen. Ich werde nicht fliehen, weil ich es nicht kann und darf, ohne ehrlos zu erscheinen. Ein Soldat verlässt seinen Posten nicht, und ein Edelmann schändet nicht sein Wappen. Ein Franzose hat nicht das Recht, seinen Namen zu entehren. Ich sterbe für eine große und gerechte Sache, die Befreiung und Veredlung eines Volkes. Dieselbe bedurfte einer blutigen Weihe, um zu gedeihen und später Früchte zu tragen. Ich widme ihr mein Blut ohne Klage, ohne Hinterhalt freudig, ja, ich möchte sagen mit Wonne. Im Gefängnis reifen die Gedanken schnell, Bruder. Wahrscheinlich, weil man dem Grab näher ist und das Leben in seiner wahren Gestalt erblickt, nämlich als einen Traum. Ich habe viel nachgedacht, viel gegrübelt, habe das Für und Wider beider Fragen mit Bedacht erwogen und ziehe den Tod vor. Ich wusste, dass du für mich tätig sein würdest. War doch dein ganzes Leben ein Bild der Treue, doch musst du heute das größte Opfer der Freundschaft bringen und mich sterben lassen! Versuche nicht, mich zu retten. Ein Mensch wie ich darf nicht um sein Leben feilschen. Ich habe von vornherein meinen Kopf als Einsatz des Spieles, welches ich wagte, eingelegt. Ich habe verloren und muss zahlen.«

»Bruder, Bruder! Rede nicht so«, rief Valentin außer sich aus.

»Du brichst mir das Herz.«

»Überlege selbst, mein guter Valentin, in welcher Lage ich mich befinde. Ich bin wider alles Menschenrecht verurteilt worden. Meine Lage ist daher schön, denn die ganze Schmach meiner Verurteilung fällt auf meine Richter zurück. Sobald ich fliehe, stemple ich mich selbst zu einem gemeinen Abenteurer, einem Räuber, wie sie sagen, der das Blut seiner Gefährten vergeudet, um sein eigenes zu schonen. Muss ich nicht meine Verpflichtung gegenüber denjenigen erfüllen, die im Kampf für meine Sache gefallen sind? Du siehst, dass es fruchtlos ist, mir widerlegen zu wollen, Bruder, denn mein Entschluss ist unabänderlich gefasst, ich wiederhole es.«

»Ja«, rief Valentin mit aufwallendem Zorn aus, welchem er nicht zu gebieten vermochte. »Du willst durchaus sterben. Hast du auch bedacht, dass dein Tod noch einen Menschen ins Grab ziehen wird? Meinst Du, dass sie wird leben wollen, wenn ...«

»Schweig!«, fiel ihm der Graf mit Heftigkeit ins Wort, »rede mir nicht von ihr. Die arme Angela! Ach, warum musste sie mich lieben!«

»Warum?«, rief plötzlich die an der Tür stehende Gestalt aus, die bisher unbeweglich da gestanden hatte. »Weil du groß bist, Don Louis, weil dein Herz unergründlich ist.«

»Ach!«, rief er in schmerzlichem Ton, »Angela! Bruder, was hast du getan.«

Der Jäger antwortete nicht, er weinte. Der eiserne Mann war gebrochen und weinte wie ein Kind.

»Wirf ihm nicht vor, mich hergebracht zu haben, Don Louis, ich habe es gewollt, habe darauf bestanden, zu dir gebracht zu werden.«

»Ach«, rief der Graf mit unaussprechlicher Trauer aus, »armes, liebes Kind, du brichst mir das Herz! Vor dir bricht mein Mut zusammen, verlässt mich meine Festigkeit. Warum habt ihr durch eure Gegenwart Schmerzen aufgeweckt, die ich nicht werde wieder einschläfern kann?«

»Du irrst, Don Louis«, antwortete sie mit fieberhafter Hast, »wenn du mich für ein schwaches mutloses Weib hältst. Meine Liebe zu dir ist zu innig und lauter, als dass ich dir je zu etwas raten sollte, was deiner Ehre oder deinem Ruhm Eintrag tun könnte. Eben jetzt habe ich, in jenem dunklen Winkel begierig auf deine Worte gelauscht und fühlte mich glücklich, dich so reden zu hören, wie du es tatest. Ich liebe dich, Don Louis, wie auf Erden noch kein Mensch geliebt wurde, ich liebe dich aber nicht um meinetwillen. Dein Ruhm ist mir so teuer wie dir selbst, und dein Gedächtnis soll so makellos bleiben, wie es dein Leben stets gewesen ist. Höre mich, Don Louis, für welchen ich mein Leben hingeben würde, wenn es sein müsste, wenn ich dir sage, dass ich gekommen bin, um dir zuzurufen: Stirb, Graf, stirb heldenmütig und mit stolzer Haltung! Falle wie ein Held, Du hinterlässt den Ruf eines Märtyrers.«

»Ich danke, danke dir innig, Angela, für deine Worte«, rief der Graf aus, indem er sie leidenschaftlich und entzückt an sein Herz drückte. »Du gibst mir den Mut wieder!«

»Jetzt lebe wohl, Graf, auf baldiges Wiedersehen!«

Der Graf trat zu Valentin.

»Gib mir die Hand, Bruder«, sagte er, »und verzeihe mir, dass ich nicht leben will.«

Der Jäger stürzte sich in die Arme seines Milchbruders, und beide hielten sich lange umfasst.

Endlich riss sich der Graf mit gewaltiger Anstrengung aus der innigen Umarmung los. Valentin entfernte sich, ohne eines Wortes mächtig zu sein und stützte Doña Angela, welche trotz des Mutes, den sie bewiesen hatte, halb ohnmächtig war.

Die Tür schloss sich hinter ihnen, und der Graf blieb allein. Er sank auf seinen Equipal, stützte beides Ellbogen auf den Tisch, verbarg seinen Kopf in den Händen und blieb die ganze Nacht in dieser Stellung sitzen.

Am anderen Tage wurde Don Louis zeitig abgeholt, um vor das Gericht geführt zu werden. Die Untersuchung war geschlos-

sen und die Verteidigung sollte beginnen.

Der Graf hatte einen jungen Capitán, Namens Borunda, zu seinem Verteidiger gewählt, welchem die Franzosen bei der Einnahme von Hermosillo, als sie die Brücke angriffen, gefangen genommen hatten.

Borunda hatte nicht vergessen, wie großmütig ihm der Graf damals begegnet war. Er hielt eine Verteidigungsrede, wie man sie von dem jungen, edelgesinnten Offizier erwarten durfte, nämlich einfach, aber ergreifend und von dem Drang des Herzens eingegeben, der wieder zu den Herzen spricht. Wäre nicht der Tod des Grafen im Voraus beschlossen gewesen, so hätte man ihn sicherlich freigesprochen.

Don Louis, der der ganzen Verhandlung ruhig und gelassen beiwohnte, die falschen Aussagen und Verleumdungen der Zeugen mit Fassung anhörte und den Undankbaren, die ihn schändlich opferten, keinen Vorwurf machte, fühlte sich von den warmen Worten seines Verteidigers ergriffen.

Er stand auf, reichte ihm mit unaussprechlich anmutiger Gebärde die Hand und sagte: »Nehmen Sie meinen Dank, mein Herr. Ich schätze mich glücklich, unter so zahlreichen Feinden einen Mann wie Sie getroffen zu haben. Ihre Rede war ohne Tadel. Solche Worte lassen sich durch kein Gold erkaufen.«

Hierauf zog er einen Ring mit seinem Wappen vom Finger, welchen er seit seiner Abreise von Frankreich stets getragen hatte, steckte ihn dem Capitán an und fügte hinzu: »Nehmen Sie diesen Ring und tragen Sie ihn zu meinem Andenken.«

Der Capitán drückte ihm die Hand, ohne ein Wort erwidern zu können.

Die Richter entfernten sich, um sich zu beraten. Nach Verlauf von fünf Minuten kamen sie wieder.

Der Graf von Prèbois-Crancé wurde einstimmig für schuldig erkannt, und nach Kriegsrecht zum Tod durch Erschießen verurteilt.

Der vereidigte Dolmetscher des Gerichtes wurde hierauf auf-

gefordert, dem Verurteilten den Richterspruch zu verlesen, doch da ereignete sich etwas Seltsames.

Der Beamte stand auf, wandte sich zu dem Gerichtshof und sagte in entschiedenem Ton: »Nein meine Herren, ich werde nicht ein so ungerechtes Urteil vorlesen, welches gefällt zu haben Sie bald selbst bereuen werden.«

Diese entschlossene Erklärung machte die Richter einen Augenblick betroffen.

Der Dolmetscher wurde auf der Stelle seines Amtes entsetzt. Es war ein Spanier.

»Meine Herren«, sagte nun der Graf mit der größten Kaltblütigkeit, »Ihre Sprache ist mir hinlänglich geläufig, um mir begreiflich zu machen, dass Sie mich zum Tode verurteilt haben. Möge Ihnen Gott verzeihen, wie ich es tue.«

Er grüßte hierauf den Gerichtshof lächelnd und entfernte sich eben so gelassen, wie er gekommen war.

Man brachte den Grafen sofort in Capilla.

In Spanien und im ganzen südlichen Amerika nämlich führt man die zum Tode Verurteilten in ein Zimmer, in dessen Hintergrund ein Altar errichtet ist. Neben dem Bett des Verurteilten stellte man den Sarg hin, in welcher sein Leichnam nach vollzogener Hinrichtung gelegt werden sollte. Die Wände wurden mit schwarzem Tuch verhangen, auf welchem silberne Tränen und Sprüche glänzten, die sich auf den Tod beziehen. Jener Gebrauch, der unserer Ansicht nach ziemlich grausam war und offenbar aus der barbarischen Periode des Mittelalters stammte, sollte wahrscheinlich dazu dienen, den Verurteilten zur Buße zu erinnern.

Dieses leichenhafte Gepränge machte keinen Eindruck auf den Grafen und er beschäftigte sich mit der größten Ruhe damit, seine Angelegenheiten zu ordnen.

Am selben Tag, wo man ihn in die Capilla gebracht hatte, trat Valentin in Begleitung des Paters Seraphin in seine Zelle.

Von allen Priestern, deren Beistand er in seinen letzten Stun-

den hätte wünschen können, würde er vor allen den würdigen Missionar gewählt haben, wenn er gewusst hätte, dass er zu erlangen sei.

Valentin dachte aber an alles. Auf sein Geheiß war Curumilla auf Kundschaft ausgezogen und bald hatte der wackere Indianer den Missionar aufgefunden, der ihm schleunigst folgte, sobald er erfuhr, um was es sich handele.

Die Verurteilung des Grafen hatte große Sensation gemacht. Während die Civicos und die übrigen Gauner der Stadt eine unziemliche Freude an den Tag legten und die Straßen mit Musik durchzogen, zeigte sowohl die bessere Gesellschaft als auch vernünftige Teil der Einwohner die größte Trauer. Man sprach von nichts Geringerem, als sich der Hinrichtung des Grafen zu widersetzen, und während einiger Stunden zitterte der General Guerrero vor Furcht, dass ihm sein Opfer entgehen könne.

Der Vizekonsul der Vereinigten Staaten ging in seiner Entrüstung über das ungerechte Urteil, da er nicht die Befugnis hatte, einzuschreiten, zu Don Antonio Pavo, um ihn zu bestimmen, energisch aufzutreten und den Grafen zu retten. Don Antonio lehnte den Vorschlag unter Beteuerungen seines Bedauerns ab. Er ließ sich durch nichts bewegen.

Indessen sah Don Antonio ein, dass er nicht umhin könne, dem Grafen einen Besuch zu machen.

Er traf Valentin und den Pater Seraphin bei ihm. Der Jäger hatte die Vergünstigung erhalten, bis zuletzt bei seinem Milchbruder bleiben zu dürfen.

Der Graf empfing Don Antonio mit eisiger Kälte, und als derselbe versuchte, sich und sein Benehmen zu entschuldigen, zuckte er statt der Antwort verächtlich mit den Achseln.

Er übergab ihm mehrere Papiere und fiel ihm in die Rede, als er in vielen verwickelten Worten darzulegen suchte, dass er an allem unschuldig sei, dessen man ihn anklage, indem er in trockenem Ton sagte: »Hören Sie, mein Herr, ich bin bereit, Ihnen, wenn es Ihnen nützen kann, einen Brief zu geben, in welchem

ich anerkenne, dass Sie sich stets musterhaft gegen mich benommen haben. Doch unter einer Bedingung ...«

»Welcher, Graf«, fragte er rasch.

»Ich mag nicht kniend und mit verbundenen Augen erschossen werden. Verstehen Sie mich, ich will dem Tod ins Auge schauen! Besprechen Sie sich deshalb mit dem Gouverneur. Gehen Sie!«

»Man wird Ihnen diese Gunst gewähren, ich verbürge mich dafür, Graf«, antwortete er in seiner Freude, so leicht davonzukommen.

Er ging und hielt Wort.

Was kümmerte es den Feinden des Grafen, ob er kniend oder stehend starb? Die Hauptsache war, dass er starb. Der General Guerrero benutzte die Gelegenheit, sich auf eine bequeme Weise großmütig zu zeigen.

Am darauffolgenden Tag brachte Valentin Doña Angela mit. Das junge Mädchen hatte das Mönchsgewand angelegt, welches sie bereits früher bei einer sehr ernsten Gelegenheit getragen hatte.

»Ist es heute?«, fragte der Graf.

»Ja«, antwortete Valentin.

Louis nahm seinen Milchbruder beiseite.

»Schwöre mir, das Kind zu beschützen, wenn ich nicht mehr bin«, sagte er.

»Ich schwöre es«, antwortete Valentin mit gebrochener Stimme.

Doña Angela hörte die Worte. Sie lächelte trübe und trocknete eine Träne.

»Jetzt fordere ich noch einen anderen Schwur von dir, Bruder.«

»Rede, mein Bruder.«

»Schwöre mir zu tun, was ich dir sagen werde, was es auch sein mag.«

Valentin blickte seinen Milchbruder an und sah eine so heftige Angst auf seinen Zügen, dass er den Kopf sinken ließ.

»Ich schwöre es!«, murmelte er in dumpfem Tone.

Er erriet, was Don Louis von ihm verlangen würde.

»Ich will nicht, dass du mich rächst. Glaube mir, Bruder, Gott wird die Rache übernehmen, und meine Feinde früher oder später furchtbarer bestrafen, als du es tun könntest. Versprichst du, mir zu gehorchen?«

»Du hast mein Wort, Bruder«, sagte der Jäger.

»Danke. Nun lass mich von dem armen Kind Abschied nehmen.«

Er ging zu Doña Angela, welche ihm entgegenkam.

Wir werden ihr Gespräch nicht wiederholen. Sie vergaßen eine Stunde lang alles, um eine Ewigkeit der Wonne zu durchleben, indem sie sich abschlossen und ihr Herz gegeneinander ausschütteten.

Plötzlich ließ sich von außen ein starkes Geräusch vernehmen. Die Tür der Capilla öffnete sich und Oberst Suarez trat ein.

»Ich stehe zu Diensten, Oberst«, sagte der Graf, ehe jener reden konnte.

Er strich ein letztes Mal mit der Hand über seine Haare, glättete seinen Schnurrbart, griff nach seinem Panamahut, welchen er in der Hand behielt, und entfernte sich, nachdem er einen schwermütigen Blick um sich geworfen hatte.

Pater Seraphin schritt zu seiner Rechten, Doña Angela mit heruntergezogener Kapuze zu seiner Linken. Valentin folgte wankenden Trittes wie ein Betrunkener, während, trotz seiner Anstrengung sich zu bezwingen, seine starren Augen von Tränen überströmten.

Der Anblick des sonnengebrannten Mannes mit den kräftigen Zügen bot in seinem Schmerz, der um so ergreifender war, als er stumm blieb, einen erschütternden Anblick.

Es war sechs Uhr morgens, die Sonne stieg am Himmel auf, das Wetter war prächtig. Die Luft war von kräftigen und betäubenden Düften angefüllt, die Natur lag lachend und heiter da, während ein voller, kräftiger, geistreicher Mensch zum Tod ging,

zum gewaltsamen Tod unter den Streichen seiner unwürdigen Feinde.

Eine unabsehbare Menschenmenge umwogte den Richtplatz, und die Soldaten standen in Schlachtordnung aufmarschiert.

An der Spitze der Truppen brüstete sich der General Guerreo in voller Uniform, strahlend von Edelsteinen im vollsten Glanz. Der Graf schritt langsam im Gespräch mit dem Missionar heran und redete von Zeit zu Zeit das heldenmütige Mädchen an, die ihn in der letzten feierlichen Stunde nicht hatte verlassen wollen. Er hielt den Hut vor das Gesicht, um sich vor den Strahlen der Sonne zu schützen und fächelte sich nachlässig Kühlung mit demselben zu.

Als er auf dem Richtplatz angekommen war, blieb er stehen, wandte sich zu dem Peloton, das Befehl hatte, die Hinrichtung zu vollziehen, warf seinen Hut auf die Erde und wartete.

Ein Offizier verlas das Urteil.

Nach beendeter Vorlesung umarmte der Graf den Missionar herzlich, drückte Valentin an sein Herz und flüsterte ihm zu: »Vergiss nicht!«

»Nein!«, antworte jener kaum verständlich.

Da kam die Reihe an Doña Angela. Sie hielten sich lange umfasst. Endlich trennten sie sich wie auf ein verabredetes Zeichen.

»Auf Erden geschieden, wird uns der Himmel bald vereinen. Mut, mein Geliebter!«, sagte sie begeistert.

Er antwortete mit einem Lächeln, das bereits dem Himmel angehörte.

Pater Seraphin und Valentin traten ungefähr fünfzehn Schritt zurück, knieten auf der Erde nieder und beteten inbrünstig.

Doña Angela ging, immer noch mit herabgezogener Kapuze, zu ihrem Vater, in dessen Nähe sie stehen blieb.

Der General folgte allen Vorbereitungen zur Hinrichtung mit zuversichtlicher Miene und lächelndem Mund.

»Auf, meine wackeren Soldaten!«, rief er mit heller, eindringlicher Stimme, »tut Eure Pflicht. Zielt gerade auf das Herz.«

Da geschah etwas Eigentümliches. Der Offizier gab stotternd den Befehl zu feuern, und die Soldaten schossen. Einer nach dem anderen, ohne den Verurteilten zu treffen.

»Macht ein Ende, Carai!«, rief der General aus.

Die Soldaten luden wieder ihre Flinten. Der Befehl, Feuer zu geben, wurde wiederholt.

Eine Salve prasselte wie ein Donnerschlag, und der Graf stürzte mit dem Gesicht auf den Boden.

Er war tot. Der Fortschritt, die Bildung zählte einen Märtyrer mehr.

»Lebe wohl, mein Vater«, rief eine Stimme dem Generale ins Ohr, »ich halte mein Wort!«

Don Sebastian drehte sich erschrocken um. Er hatte die Stimme seiner Tochter erkannt.

Doña Angela rollte in dem Augenblick zu Boden.

Ihr Vater eilte zu ihr, doch zu spät. Er hielt eine Leiche in seinen Armen.

Seine Strafe fing bereits an. Kaum war der Graf gefallen, so eilte Valentin, gefolgt von dem Missionar, zu ihm.

»Niemand soll die Leiche anrühren!«, rief er in einem Ton, vor welchem die Beherztesten erbeben. Hierauf kniete er an der rechten und der Missionar an der linken Seite nieder und beide beteten.

Curumilla war verschwunden.

Wenn mir jemand einwenden sollte, dass der Graf von Prèsbois-Crancé doch nur ein Abenteurer war, so erwidere ich, ob Hernando Cortez nicht denselben Namen verdiente am Vorabend der Eroberung von Mexiko.

In der Politik wie in allen übrigen Dingen rechtfertigt der Erfolg die Mittel, und das Gelingen ist nur die Weihe des Genies.

Schlussbemerkung

Mehrere unserer Freunde haben uns den vollkommen begründeten Einwand gemacht, dass die Rechtfertigung, welche wir unternommen haben, nicht vollständig sein könne, solange wir unsere Personen in den Mantel der Anonymität gehüllt ließen. Wir fügen uns daher dem Wunsch unserer Freunde. Wer sollte sich nicht der heldenmütigen Taten des Grafen Gaston de Raousset-Boulbon entsinnen? Trotz der bestehenden politischen Verwicklungen betrachtete man doch sein tragisches Ende als ein allgemeines Unglück. Das Unternehmen jenes unverstandenen Titanen, welchen es nur an einem Hebel gebrach, um die Welt aus ihren Fugen zu heben, ist der Gegenstand unserer Erzählung. Don Louis ist der Graf. Neben dem Konsul Calvo, dem General Vanès und dem Kommandanten Lebourgeois-Desmarais, welche unheimliche Dreieinigkeit den Grafen ins Verderben stürzt, die beiden Ersten durch ihren niedrigen Hass, der Dritte aus Eifersucht, Charakterschwäche und Untüchtigkeit, grinsen uns noch die scheußlichen Larven des Obersten Campusano und Cubillas, jener untergeordneten Werkzeuge entgegen, welche gleichsam subalterne Geier und weniger schändlich grausam waren als diejenigen, die sie zum Handeln antrieben. Wir wollen nun noch auf das Geratewohl einige Namen derjenigen anführen, welche dem Grafen trotz allem treu blieben. Zuerst fällt uns Herr A. de la Chapelle, der Hauptredakteur des Messenger de San Francisco ein, der ein persönlicher Freund Raoussets war und welchem Letzterer in seiner Sterbestunde die Pflicht, sein Andenken zu rächen, hinterließ. Die Freundschaft begeisterte den Genannten zu dem bekannten schönen Buch, das er geschrieben hat. Ferner nennen wir Lenoir, Garnier, Fayolle, Lefranc, von welchen die drei letzten vor Hermosilla den Tod der Tapferen starben. O. de la Chapella, der Bruder des Journalisten, der ritterliche Anführer de Cocosperiden, endlich den mexikanischen Capitain Borunda, dessen warme Verteidigung den Grafen gerettet haben würde,

wenn sein Tod nicht in Voraus beschlossen gewesen wäre. Es sind seit jenem Drama, dessen Schauplatz Guaymas war, sechs Jahre vergangen und es ist daher Zeit, dass dem heldenmütigen Opfer jenes unerhörten Justizmordes die Gerechtigkeit geschehe, welche er beanspruchen darf. Es soll uns, als einem seiner bescheidensten Freunde, freuen, wenn unser Buch, so unvollkommen es auch sein mag, einen schwachen Beitrag zu der Ehrenerklärung liefert, welcher alle biedereren Herzen seit langer Zeit begierig entgegen sehen. Schließlich bemerken wir noch, dass wir zu unserer Erzählung keinerlei Notizen eingesammelt hatten, sondern unter dem Einfluss unvergesslicher Erinnerungen mehr mit dem Herzen als mit der Feder geschrieben haben.

Gustav Aimard

Ende des zweiten Bandes